Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 22 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **8. November 1907**

Peccatores.

Thatsachen. In der „Zukunft“ vom 17. November 1906 hatte Maximilian Harden einen scharfen Angriff gegen Philipp Eulenburg, den Fürsten von Liebenberg, gerichtet, sein occultes Treiben etwas unter die Lupe genommen, und auf die politisch unheilvolle Rolle hingewiesen, die der Mann seit Jahrzehnte an der deutschen Kaiserpfalz spielte. Schon Bismarck hatte mit dem Finger auf ihn gewiesen, ihn einen Störer seiner Pläne genannt. Von Hohenlohe wissen wir, wie der stille Mächler sein Schifflein zu steuern pflegte; wissen, daß Eulenburgs Intervention das Zedlitzsche Schulgesetz zu Fall brachte, und Caprivi, der erst gestützte, in Liebenberg dann gestürzte, unter seinen Ränken litt. Auch Marschall hat seine Hand im Genick gefühlt. Holstein und Kiderlen hatten ihm später das Staatssekretariat des Aeußern zugedacht. Doch der geschmeidige Herr wollte nicht. „Er glaubte (Hohenlohe hat das Wort) zu dieser Stelle nicht geeignet zu sein, da er zu wenig Ehrgeiz und zu wenig Freude an den Exigenzen habe, die das Auswärtige Amt mit sich bringe. Er fürchtet ferner, daß sein Verhältniß zum Kaiser durch den steten persönlichen Verkehr und die Vorträge gestört werden könne; und doch sei gerade dieses freundschaftliche Verhältniß sehr wichtig und dem Kaiser nützlich, da er sich bewußt sei, vom Kaiser nie etwas zu verlangen und ihm nur ehrliche Ratschläge zu geben. Durch diese vermittelnde Stellung werde er größeren Nutzen schaffen, als durch seine Tätigkeit als Leiter des Auswärtigen Amtes. Er bat mich, Holstein von dem Gedanken, ihn vorzuschlagen, abzubringen.“ Er wollte nicht; wollte lieber Drahtzieher, als Marionette auf der beleuchteten Bühne sein. Und hat es, in langen Jahren, dahin gebracht, daß man von Wilhelm II. sagen kann, was Pater Luca einst von seinem Maximilian sprach: „Er zieht Niemand zu Rathe und handelt doch nie nach seinem eigenen Sinn.“ Auch Hohenlohe kam mit ihm auseinander, „schäumte“, wie Harden in seiner forensischen Rede sagte, wenn der Name des Kalokagathos fiel. Und war's mit dem vierten Kanzler nicht ebenso? Als Marschall ging, hatte Phili (der inzwischen von München nach Wien befördert war) selbst schon Bülow für die Nachfolge empfohlen. „Der sehnte sich auch nicht in das undankbare Amt und beschwor den Skalden, ihn aus dem Spiel zu lassen. Frau von Bülow fuhr nach Wien; auch ihr Charme versagte. ‚Wir fühlen uns in Rom wohl, und möchten um keinen Preis schon jetzt nach Berlin.‘ ‚Es muß sein.‘ ‚Und warum entschließen Sie sich nicht selbst das Amt zu übernehmen?‘ ‚Ich, verehrte Freundin, will lieber Könige machen, als König sein.‘“ Am siebzehnten November 1906 stand die Schilderung dieser Scene in der „Zukunft“; am sechsundzwanzigsten Oktober 1907 ward sie von Harden im Gerichtssaal wiederholt und blieb bis heute ohne Dementi. Da wurde auch gesagt, daß Bernhard von Bülow, der sich auf die Behandlung des Kaisers wie keiner noch vor ihm verstand, mit dem Liebenberger bald in ein kühleres (im gewöhnlichen Wortsinn; die läppischen Beschuldigungen Brandts inter-

essieren mich nicht), in ein frostiges Verhältniß kam. Und zum ersten Male mußte Phili erfahren, daß die Königmacherei nicht immer ein harmloses Geschäft ist. „Derjenige", hat Macchiavelli gesagt, „der einen Andern groß macht, geht selbst zu Grunde. Denn auf zwei Wegen nur kann Solches ihm glücken: durch kluge Bemühung, oder durch Gewalt; und Beides ist dem, der in der Macht sitzt, verdächtig." Lange genug hat seine Herrlichkeit gewährt und noch vor nicht zu langer Zeit durfte er offen Ministern vor des Kaisers Ohren trotzen. (Ein Kritisierter, der auf dem Parquett nie recht heimisch wurde, rief ihm, vor dem Kaiser, einst zu: „Machen Sie doch die Geschäfte, wenn Sie alles besser wissen;" und bekam prompt die Antwort: „Fällt mir ja gar nicht ein!") Und er stand den Leuten wohl nicht allzu fern, die vor einem Jahr auf den Umzug im Palais Radziwil hofften.

Gegen den Eulenburger richtete sich in erster Linie Hardens Aktion; Thorheit oder Unverstand nur kann es verkennen. Und wenn die Herren Moltke, Lecomte und Hohenau dabei genannt wurden, geschah es, weil der märkische Sänger sie für sein Streben nutzbar zu machen verstand. Die Herren kannten den Zweck des Warners im Grunewald genau, erfuhren bald auch, wie die in kurzen Intervallen wiederholten Angriffe gemeint waren. Hat Einer, wie sichs gehörte, geklagt? Nein. Sie schickten einen Parlamentär in den Kiefernhain und ließen Besserung geloben; versprechen, das politische Handwerkszeug an den Nagel zu hängen und das Geschäft aufzugeben. Die Angriffe in der „Zukunft" hatten ein Ende. Warum, wenn, wie geschäftige Unanständigkeit jetzt mit pathetischer Geste behauptet, Harden aus andern als politischen Gründen handelte?

Judicanda. Doch die Herren hielten ihr Versprechen nicht lange. Bald spürte der Kundige, daß man sacht wieder an den von Männerhand zerrissenen Fädchen knüpfte. Lange hat die zärtlich gepflegte Hoffnung nicht gedauert, und nach einer kleinen Weile kam aus dem Grunewald erst leise Mahnung, dann deutliche Warnung; bald dann der Fingerzeig auf Eulenburg und mit ihm das erste Jedem verständliche Wort. Hat der Geforderte sich gerührt? Nein. Und erst, als ein Zufall die Blätter vor des Kaisers Auge wehte und jähen Wettersturz brachte, griffen die Herren zur Gegenwehr. Doch zu einheitlichem Handeln kam es nicht, und weislich wurden und mit Vorsicht die Rollen verteilt, die nun vor der Oeffentlichkeit Jeder zu spielen habe. Sehr schlau. Harden hatte von einem Grüppchen gesprochen, Hohenau, Moltke, Lecomte und Eulenburg erkennbar gemacht. Hohenau ging ins Ausland, Lecomte ins Land seiner Väter. Moltke durfte den Klageweg beschreiten, und der Herr von Liebenberg ließ dem Staatsanwalt die Bitte übermitteln, gegen ihn ein Verfahren wegen Verletzung des § 175 einzuleiten. Wer hatte ihn eines solchen Vergehens beschuldigt? Kein Mensch, auch Harden nicht. Der hatte immer nur von auffallender Freundschaft gesprochen. „Der Romantiker," schrieb er am 17. November 1906, „hat für alle seine Freunde gesorgt. Lauter gute Menschen: musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit." Das war die Tonart und blieb die Tonart bis zum 27. April, wo der stärkste Angriff gegen Eulenburg (nur gegen den) erfolgte. „Im Kapitel des Schwarzen Adlers sitzt mindestens Einer, dessen vita sexualis nicht gesunder ist als die des verbannten Prinzen Friedrich Heinrich," der, „weil er an ererbter Perversion des Geschlechtstriebes leidet, auf die Herrenmeisterschaft im Johanniterorden verzichten mußte. Gilt für das Kapitel des Schwarzen Adlers mildere Satzung?" Zweifellos: ein schwerer Angriff. Doch von ihm bis zur Beschuldigung, sich gegen den Paragraphen 175 vergangen, sich widernatürlicher Unzucht schuldig gemacht zu haben, ist ein weiter Schritt. „Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch kann auf Ver-

lust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Der Paragraph ist, jeder Jurist weiß es, so eng, daß er nur sehr selten Grundlage eines Strafverfahrens werden kann. Unzüchtige Handlungen genügen zur Erfüllung des hier erforderlichen Thatbestandes noch lange nicht; ebensowenig eine feststellbare „Perversion des Geschlechtstriebes". Das Verfahren hatte denn auch ein rasches Ende. Der einzige geladene Zeuge war Harden und die einzige Aussage: „Ich habe niemals ausgesprochen, daß Fürst Philipp zu Eulenburg sich gesetzlich strafbarer Handlungen schuldig gemacht habe. Ich selbst kann irgend welche gesetzlich strafbare Handlungen des Fürsten Eulenburg nicht bezeugen, da ich persönlich niemals eine solche Wahrnehmung gemacht habe." Im Uebrigen ward jede weitere Aussage „in dem hier schwebenden Verfahren" unter Berufung auf Paragraph 54 der Strafprozeßordnung (eigene Gefährdung) verweigert. Seine Durchlaucht hatte sich die Sache etwas bequem, den Sieg allzu leicht gemacht. Und gab sich mit einer Aussage zufrieden, deren provokatorischer Charakter wirklich nicht leicht zu verkennen war. Dem Herausgeber der „Zukunft" aber ward eine Ueberraschung beschieden: durch die ganze Presse gingen Ausführungen, die ihren knappsten Ausdruck in den Worten fanden: Harden kneift.

Graf Cuno von Moltke bemühte zur Reinigung seiner angegriffenen Ehre erst den Staatsanwalt; der lehnte die Erhebung der öffentlichen Klage ab; eine eingelegte Beschwerde hatte keinen Erfolg. Der Oberstaatsanwalt und der Justizminister wiesen den General auf den auch andern Sterblichen vorgeschriebenen Weg. So blieb, sicher zu des Klägers großem Schmerz, nur die Privatbeleidigungsklage übrig, die Herr Justizrat von Gordon denn auch alsbald einreichte. Vom 23.—27. Oktober wurde sie in Moabit nun verhandelt und wuchs sich, durch die Schuld der Presse, zu einem Skandalon erster Güte aus. Erhoben wurde die Anklage auf Grund der Paragraphen 185 und 186 (formale Beleidigung und fahrlässige Beschuldigung). Gekränkt fühlte sich der Kläger durch eine Reihe von Stellen, die er selber als ihrer Bedeutung nach zunächst nicht erkennbare „Spitzen" bezeichnete, später aber als Vorwürfe in der Richtung des Paragraphen 175 auffaßte, und stellte die Ausführungen in der „Zukunft" dem Inhalt und der Form nach unter Strafantrag. Der Verlauf des Prozesses ist bekannt. Harden führte einen umfassenden Wahrheitsbeweis und zertrümmerte damit zunächst den Theil der Anklage, der auf dem Boden des Paragraphen 186 fußte. So blieb zu einer Verurtheilung nur im Paragraphen 185, dem refugium peccatorum, Raum; doch hat das Gericht formale Beleidigungen in den vorsichtig gewählten Worten Hardens nicht zu finden vermocht. Dies ist der einfache Thatbestand, wie er dem leidenschaftslos sich ans Wesentliche haltenden Blick des objectiven Betrachters erscheint. Wer ihn anders schildert, bleibt nicht bei der Wahrheit, mag der Mann nun Durchlaucht oder Exzellenz, Minister oder Staatsanwalt, Journalist oder Hofprediger sein. Und mit dem Urtheil konnte füglich ein Strich unter die Sache gemacht werden.

Rabulae. Es kam anders. Und daß es anders kam, ist die Schuld der Presse und ihrer Bedienten; ihre Schuld, daß man auch am Gang der Verhandlung nicht schweigend vorübergehen kann, und ein paar Worte über die Person sagen muß und das Stück Leben, das Eure Gier zum Spektakel erniedert hat. Als im Herbst vorigen Jahres die jetzt inkriminirten Artikel erschienen, blieb alles stumm, und in München nur fragte eine klagende Stimme, was die „halben Worte" sollen. Konntet Ihr nicht lesen, wart ihr zu vornehm, verstandet Ihr, wie der gräfliche Kläger, den Sinn der Worte nicht? Oder wolltet Ihr Die nur schonen, die warm noch in Gunst und Macht saßen? Der Tag des Sturzes kam, und wie die Windsbraut tobte über Nacht nun der Sturm sich im Blätterwald aus, wüthete, als ob ein Riese im Fieberwahn an den Stämmen deutscher Eichen zerrte. Hättet Ihr nicht

geschrieen und schwichtigender Vernunft nicht jedes Ohr versagt: Alles hätte in Stille sich vollendet. Wahrlich, Ihr habt ein Recht, Einem Lust an der Sensation vorzuwerfen. Wer hat mit pharisäischer Gebärde auf die Gefallenen wie auf ertappte Verbrecher gewiesen? Ihr. An die schlechtesten Instinkte der öffentlichen Meinung (die Bismarck die „öffentliche Dummheit", Nietzsche „private Faulheit" zu nennen liebte) appelliert? Wiederum Ihr. Schaudernd wurde dem Urwähler (dem, der Eurer Weisheit lauscht, der, nach Lagarde, nur „aus Magen, Mastdarm, Bewunderungs- und Entrüstungsdrüse besteht") erzählt, daß die Verruchtheit des preußischen Adels zum Himmel schreit. „Es ist", hat Treitschke gesagt, „eine traurige Wahrnehmung, daß die sogenannte öffentliche Meinung immer viel moralischer ist als die Thaten der einzelnen Menschen selber. Was der gewöhnliche Mensch, wenn er unbetheiligt ist, im Tugendkosakenthum leisten kann, ist unglaublich." Ihr wart unbeteiligt, und was zu leisten war: redlich habt Ihr's geleistet. Der Herausgeber der „Zukunft" suchte zu schwichtigen, und prompt ließ die Meute von den Opfern ab, fiel über den peinlichen Störer skandalösen Taumels her. Seht die Memme! Sie kneift, zieht sich zurück, sucht nach einem Loch, durch das sie entschlüpfen könnte. Das war der Dank, daß Einer Oel auf die Wogen zu gießen versuchte. Im Haag wurde inzwischen die Friedenskonferenz eröffnet, die Besuche in Desio, Swinemünde, Wilhelmshöhe, Ischl, auf dem Semmering mußten beschwatzt werden und ließen den Prozeß vergessen. Bis, Anfang Oktober, nach der Terminfestsetzung die Lärmtrommel aufs Neue gerührt wurde. Wieder nicht von Harden, sondern von Euch. Dann kam die Verhandlung. Wer schwadronirte tagelang vorher? Das waret Ihr? Wer malte jedes Sensatiönchen mit auffallendster Tinte und breitestem Strich an die Wand? Das waret Ihr. Wer konnte selbst den Mund über das hinter verschlossenen Thüren Gesagte nicht halten, ließ noch viel mehr ahnen als ausgesagt wurde? Ihr! Und jetzt kommt Ihr, nehmt die Heuchlermaske vor und wollt für all den Unflath, den Ihr in der Oeffentlichkeit anrichtetet, den politischen Publicisten verantwortlich machen, der sich mit ein paar schwer deutbaren, nur den Betroffenen verständlichen Andeutungen begnügt hatte? Ihr seid, wie Brutus, wirklich ehrenwerte Gentlemen und habt, wie die von Herodot beschriebenen Kamele, „die Scham zwischen den Hinterbeinen". Bismarck durfte als Morphinist verschrieen, Olga Molitor wie eine Meineidige, Frau von Elbe wie eine Entehrte behandelt werden: Ihr jauchztet Beifall. Und schwärmt für Hau und Moltke, nicht für den Mann, dem gelang, was vier Kanzler vergebens erstrebten, der jedes Wort, das er gesprochen, als wahr erwies. Warum? Ists denn gar so unverzeihlich, daß Einer noch nach fünfzehn Jahren unvergleichlich wirksamer Publizistik von sich sprechen kann, wie einst Sainte-Beuve: Je n'ai donné à personne le droit de dire: Il est des nôtres? Oder soll er bei Euch erst fragen, wie er sich zu wehren habe, wenn er, wie Fichte, sagen darf: „Wir ringen ums Leben; wollen sie, daß wir unsere Schritte abmessen, damit nicht etwa durch den erregten Staub irgend ein Staatskleid bestäubt werde?" Lächerlicheres ward kaum je Einem, der im Kampfe stand, angesonnen.

Man kann nur staunen. Staunen über Alles, was man zu lesen bekam. Selbst der amtirende Richter entging dem Zorn der Enttäuschten nicht. Er soll die Oeffentlichkeit nicht oft genug ausgeschlossen haben; auch in (soi-disant) Demokratenblättern wars zu lesen. Es hält schwer, hier noch ernsthaft zu bleiben, und zeigt, wie gewissenhaft die Herrn von ihrem Berufe denken. Hat der Richter jede Zufallswendung in alle Winde gedrahtet? Nein, die Herrn von der Presse thatens, die so gut wie der Richter nur ihrem Gewissen verpflichtet sind. Dieselben Herrn, die sonst nicht laut genug für die volle Oeffentlichkeit schwärmen konnten und mit hartem Rügewort bei der Hand sind, wenn in Militärprozessen hinter Schloß und Riegel verhandelt wird. Dieselben Herren auch, die es anständig finden, eine zur Aussage gezwungene Dame durch den Schmutz ihrer Gossen zu schleppen. Wenn ein

Mann seine Frau wider ihren Willen vor acht Gerichtshöfe zerrt, sie schlägt, beschimpft, duldet, daß sein Vertheidiger Meineidandeutungen macht, obwohl er weiß, daß sie die Wahrheit sprach: Hut ab; Keiner darf dem Wackeren die Reverenz versagen, Keiner das Mitleid. Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift. „Wenn jemand Bücklinge macht und gar nichts sagt, dann ist er tugendhaft“: schon Falstaff hats gesagt. Und ein preußischer General, der wie die personificirte Hülflosigkeit auf dem Klägerbänkchen sitzt, keinen Angriff zu führen, keine Vertheidigung zu leiten versteht, aber Martin Luthers mächtigen Schatten unnützlich beschwört, verdient höchstes Mitgefühl: das ist Eure Lehre. Der hat vor der Oeffentlichkeit gesiegt. Graf Cuno von Moltke hat mehrfach beteuert, daß er von der Veranlagung seiner Freunde Phili und Hohenau keine Ahnung gehabt habe. Mag sein. Nach der Aussage Hülsens, seines unmittelbaren Untergebenen, klingt die Versicherung nicht sehr glaubhaft. Doch wenn sies wäre: taugt ein Mann, der in intimster Freundschaft durch Jahrzehnte hin mit den Herrn verbunden war und nichts von ihrer Veranlagung merkt, zum täglichen Umgang der Krone? Jahrelang war er ein Werkzeug in Philis Hand. Daß ers war, ist seine Schuld, die ihre Schatten nun über den Abend seines Lebens wirft.

. . . . Eins, gottlob, ist erreicht: die Geschichte geht noch einmal von vorne an. Auch daran ist natürlich nur der Herausgeber der „Zukunft“ schuld. Nicht Ihr, die Ihr im Chorus über das Urtheil zetertet, das dem (von Euch doch gefälschten) Volksempfinden nicht entspreche. Auch nicht der Staatsanwalt, der plötzlich sich auf seine Pflicht besann und zur öffentlichen Klage entschloß, obwohl kein einziges neues Factum während der Verhandlung zu seiner Kenntnis kam.

Politische Wege führen nicht immer über Rosen; manchmal über Steine, manchmal selbst über Leichen. „Das dramatische Individuum bricht selber die Frucht seiner eigenen Thaten“, hat Hegel, der so gar nicht sentimentale Schwabe, gesagt. Auch hier war ein Drama. Und wenn je im Streit eckiger, harter Wirklichkeit jeder die Früchte seiner Thaten, seiner Saaten brach, dann wars in diesem politischen Spiel. Die Lebenskraft eines Volkes zeigt sich auch darin, daß es noch den Willen zur Gesundung hat, den festen Willen, abzustoßen, was ohne Gefahr für das Ganze nicht leben kann und darf. Und daß es die Kraft hat, diesen Willen auch Gefühlsregungen gegenüber zu behaupten. Romantik war nie eine politische Tugend, Sentimentalität nie der Weg zu historischer Größe.

Epilog. Als Johann Gottlieb Fichte in den Atheismusstreit verwickelt wurde, schrieb er, am 22. März 1799, an Goethe: „Ich muß erklären, verehrungswürdiger Herr Geheimrath, daß auf das ruhige Hinnehmen eines Verweises nicht zu rechnen ist; das darf ich, das kann ich nicht. — Ich darf nicht. Mein Benehmen in dieser ganzen Sache von Anfang an bis hierher ist meiner innersten Ueberzeugung nach nicht nur tadellos, sondern preiswürdig, und es ist verächtlich, das Preiswürdige — sei es an Andern, oder an uns selbst — öffentlich schelten zu lassen, in wie weit es an uns liegt, den Tadel desselben abzuwehren. — Ich kann nicht. Ich bin gerade durch meine Feinde schon lange, und jetzt mehr als je in eine Lage getrieben, die die strengste Unbescholtenheit zur Bedingung meiner Existenz macht. Freund und Feind erwartet diese von mir und muthet sie mir an. Ich kann, ohne Alles zu verlieren, etwas Unanständiges ebenso wenig öffentlich erdulden, als thun.“ Längst sind Fichtes unsaubere Gegner vergessen, doch der Name des Unbeugsamen strahlt noch in jungem Glanz, und eines großen Ministers Entscheidung hat die richtende Nachwelt kassirt.

Karl Schnitzler.

Histoires.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

1906 war es Driant, der Alarm blies. Er wollte die öffentliche Meinung in Frankreich aufrütteln. Auflösung und Anarchie in der Armee war seine Skizze, „denn nächstes Jahr würde dazu keine Zeit mehr sein". Es ist doch noch Zeit! — Ihm zur Seite ist heuer der frühere Kavallerie-Kapitän Humbert, Mitglied der Budgetkommission für die Armee, getreten. „Einem neuen Sedan entgegen" und „Sommes-nous défendus?" wirken wie ein Zusammensetzspiel — reziprok. Vieles mag übertrieben, manchem mit zu pessimistischem Urteil begegnet sein — doch: semper aliquid haeret . . . und in die aufgerissene Wunde legt General Langlois noch den kritischen Finger . . . höherer Standpunkt, der des Armeeführers. Driant wies auf eine Entartung der Charaktere durch Deputiertenwirtschaft und Angeberei hin, Humbert haut in dieselbe Kerbe. Er erzählt dazu einige markante Geschichten. Als er 1902 das Kriegsministerium verließ, wo er zuletzt unter General André tätig war, gingen noch am letzten Tage ein halb Dutzend Briefe von Offizieren desselben Korps ein — damals im Manöver — mit gegenseitigen Angebereien. Diese Unglücklichen waren junge Leute. Sie ahmten nur ihren Vorbildern nach. General André erhielt Besuch von einem alten Kameraden, auch Divisionsgeneral, „warum zum Teufel hast du deinen Sohn zu den Jesuiten gegeben?"

Kaustisch erwidert der alte Freund: „Um so unentschuldbarer — in der Tat — als ich unglücklicherweise keinen Sohn habe." — Fast harmlos . . . doch der Angeber war einer seiner Hintermänner, der an seiner Stelle Korpskommandeur wurde. Fichtre! . . . Maurice Berteaux ist bemüht gewesen, daran manches zu ändern — doch — das Uebel sitzt tief. Anderer Fall:

Ein Oberst erscheint im Ministerium und beschwert sich bei einem Offizier des Kabinetts, zum Brigadegeneral übergangen worden zu sein. Dieser versetzt ihm in höflichster Form, daß man ihn für einen schlechten Republikaner hielte, er hätte seine Söhne zu den Jesuiten gegeben. Hier lag nun kein Irrtum vor, der Mann hatte wirklich welche. „Weiter nichts? Ich werde sie dort fortnehmen." Und so geschah es. — Sechs Monate später war er Brigadegeneral. Auch harmlos, nicht wahr? Aber kaum war er's, so wanderten seine Söhne „chez les bons pères" in der neuen Garnison.

*

Frankreich hat einen obersten Kriegsrat, dessen Mitglieder mehr als 40 000 Francs an Gehalt usw. beziehen. Zu ihm gehören auch die Armeeführer kommender Kriege. Man gibt ihnen aber nur die Erlaubnis, die Armeekorps, welche sie vorm Feinde zu führen haben, acht Tage im Jahr zu inspizieren. Humbert nennt das „Verbot für die Generale en chef, mehr als 24 Tage pro Jahr zu arbeiten, von wegen der Kosten".

*

Ein kommandierender General las eines Tages in einem sozialistischen Blatte einen Artikel, der einen Brief eines gemeinen Soldaten an seine Eltern kommentierte. Dieser Brief behandelte eine Angelegenheit militärischer Ordnung. Gleichzeitig erhielt er einen anonymen Brief über dieselbe Sache. Darüber beunruhigt — Zeitungsartikel

haben manchmal unangenehme Folgen — gab er die Angelegenheit an den betreffenden Divisionär mit dem Befehl zur Untersuchung. Dieser, ein braver Soldat, ohne politische Neigungen, sandte Brief und Zeitungsausschnitt an seinen Vorgesetzten zurück, dabei eine Karte:

1. Ich lese nicht le Petit X (Die sozialistische Zeitung).
2. Ich verachte anonyme Briefe.

N. N.
Général de division.

Tableau! . . .

*

„Hommes de paille", gab es in der alten Armee. Man sah sie nur bei der Revue, sonst waren sie beurlaubt, der Kapitän steckte den Sold dafür ein. In Süd-Algerien gibt es „chameaux de paille". Für verschiedene Zwecke hatte man dort Kamele angefordert und zuerst wohl auch einige gehalten. Der Staat zahlt dafür jährlich 540 000 Francs, tatsächlich ein Geheimfonds des Oberkommandierenden. —

1882 richtete man Kontrolleure ein, eine Art Rechnungshof. Durch ihr Reinleuchten in alle Winkel und Aufdecken von Mißständen wurden diese bald unbequem. So setzte man ihnen denn eine „Direction du contrôle" vor die Nase. Die Kontrolleure erhielten nun für jeden Fall ihre Instruktion, was sie sehen durften, was nicht. So wurde das Leben wieder bequemer . . . pas d'histoires! —

*

Es war in der Delcassé-Krisis. An der Grenze war manches faul, und schnell galt es Abhilfe schaffen. Hunderte von Millionen sind damals an der Ostgrenze reserviert worden. Der Generalstab forderte für die Grenzbatterien schnellstens eine Augmentation von 400 Pferden. Der Minister zeichnet den Befehl zum Ankauf. Dieser selbst wird ausgeführt. Es brannte auf den Nägeln. Die Direktion der Kontrolle war aber nicht gefragt worden. Sie rächte sich. Hatte der Minister sie nicht gefragt bei jener Augmentation, so fragte sie jetzt den Minister nicht. „Pour le ministre et par son ordre" — so zeichnen nämlich alle Direktionen, Kommissionen usw. — wurde die Jahresquote der Artillerieremontierung für das Jahr um 400 Pferde gekürzt. Aber nicht nur gegenüber dem Minister äußert die Direktion der Kontrolle ihren üblen Einfluß. Sie stört auch das gute Einvernehmen zwischen der Budgetkommission für die Armee und dem Kriegsminister, überall hemmend und bremsend.

*

Aehnlich schwere Vorwürfe macht Humbert der Direktion der Artillerie, die den Ehrgeiz hat, in allen Waffenfragen auch der alleinige Konstrukteur sein zu wollen — unter Zurücksetzung der Privatindustrie. Hier sind es vor allem Maschinengewehre und Gewehrmunition, welche schwere Vorwürfe zeitigen. Hinsichtlich ersterer wohl nicht mit Unrecht. Frankreich ist damit im Rückstand. General Picquart hat in seiner Entgegnung am 25. Oktober diese Position zwar warm verteidigt: Zukunftsmusik! Seit 1902 müßte Frankreich Mitrailleusen besitzen. Man ist sich aber heute noch nicht über das Modell klar. Man probiert Hotchkiß neben einem eigenen Modell der Artilleriedirektion, das zuerst Puteaux hieß, nach Verbesserung: de Versailles, längst aber überholt ist durch bessere Erfindungen leichteren Gewichts und Einfachheit des Mechanismus — wie ja auch leider unser Modell.

Frankreich hat offiziell noch heute keine Maschinengewehre. Für Ende dieses Jahres hat General Picquart 400 zugesagt. Seither ist es der Direktion der Artillerie nur gelungen, 200 Mitrailleusen herzustellen — der Generalismus fordert 2000 —, und diese 200 sollen sämtlich der Umarbeitung bedürfen. Interessant sind die Erfahrungen, welche der Minister der Kolonien mit der Artilleriedirektion gemacht hat. Er entschied sich 1904 zum Ankauf von 200 Hotchkiß und wandte sich dieserhalb an den Kollegen vom Kriege. Von dort aus wurden ihm die Maschinengewehre Puteaux als überlegen empfohlen. M. Doumergue sah sich die Gewehre an, ihre Resultate schienen genügend, 102 wurden bestellt und 350 000 Francs darauf angezahlt. Ende 1905 sollten sie geliefert werden. Nach vielem Hin und Her und nach voller Vorausbezahlung waren bis Ende September erst 50 geliefert. Und wenn der Kolonialminister nicht so vorsichtig gewesen wäre, noch eine Anzahl Hotchkiß zu beschaffen, so wäre es bei den letzten Kämpfen im Adrar den Kolonialtruppen nicht so gut ergangen. Immerhin wird es nötig werden, diese 50 Puteaux wieder in Frankreich nach dem Modell von Versailles abzuändern, will man sie leistungsfähig gestalten.

*

Am schärfsten wettert Humbert gegen die Zustände in den vier befestigten Lagern des Ostens: Verdun, Toul, Epinal, Belfort. Er sagt u. a.: An Stelle, daß diese mit allem versehen sind, was sie zum Mittelpunkt der Mobilisierung, zum Drehpunkt der Operationen und zum Reduit der Verteidigung zu machen befähigt sind, befinden sie sich in keiner Richtung auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ihre Werke sind leicht zu überrumpeln oder verfallen vor der Vollendung. Wohl mag er zu weit gehen in seinen Anklagen, einiges haben ihm ja auch Picquart und Messimy in der Kammersitzung am 25. widerlegt, aber wenn nur ein kleiner Teil von diesen Anklagen richtig ist, so sind die Zustände doch destruktiv. Es scheinen da doch noch mehrere boutons de guetres (nach Leboeuf 1870) zu fehlen.

Gewisse Abschnitte der festen Plätze im Osten sollen im Kriegsfall durch Generäle der Reserve befehligt werden, allerdings eine ungeheuerliche Maßregel, der sich anscheinend würdig die Militärtelegraphisten zur Seite stellen. Die Auswahl soll so fürsorglich getroffen sein, daß sich sogar einige Analphabeten darunter befinden. Wer es nicht glauben will, glaube es dem General Hagron, der es in seinen letzten Berichten erwähnt hat. Die unterirdischen Telegraphenlinien sollen schlecht oder gar nicht funktionieren, die oberirdischen verfallen. In Verdun soll die Verteidigungsartillerie zu gemeinsamer Aktion dadurch nicht befähigt sein. Auch die Kommandanten der Forts haben mit den einzelnen Zweigen ihrer Verteidigungslinie keine gesicherte telegraphische Verbindung. Scheinwerfer sollen überall fehlen.

*

Bei einer Garnison von 16000 Mann besitzt Verdun kein Militärlazarett. Die Militärverwaltung hat nur das Recht auf 240 Betten im Hospital. Bei einem Durchschnittssatz von 350 Kranken etwas wenig. Hier die Folgen: Im Hofe des Hospitals sind Zelte und Baracken aufgeschlagen. Selbst bei überheizten Oefen kann die Temperatur

nicht über einen Grad gebracht werden. Und dort liegen auf Betten ohne Matratzen, d. h. auf Strohsäcken, kranke Landeskinder mit Pneumonie und Bronchitis. Das sind allerdings so trostlose Zustände, daß Zolas Wortprägung darauf passen dürfte: J'accuse! 1908 werden endlich 250 000 Francs dafür eingestellt werden. Und das Gegenstück: in Verdun befindet sich ein wertvolles Material für den Sanitätsdienst — mehr als eine Million an Wert — aber kein Militärapotheker. Das klingt beinahe wie eine Erzählung aus der französischen Mobilmachung 1870 — und auch die dort gemachten Erfahrungen betreffs der Eisenbahnen scheint man vergessen zu haben, denn auch die Bahnhofsanlagen in Verdun sind rückständig, die Debarkierungsanlagen ungenügend, das Arsenal — das größte im Osten — ohne Geleisverbindung. Auch hier hat Humbert eine Einstellung von 750 000 Francs in den neuen Etat erreicht. Noch heute begnügt man sich dort mit zwei Drehscheiben für die Maschinen, und doch sollen bei der Mobilmachung täglich mehrere hundert Züge debarkieren. Das dürfte dann bald so aussehen, wie 1870 auf dem Bahnhof Montigny bei Metz, wo an 3000 Waggons unlösbar ineinander verfahren waren. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch zur Sprache gebracht, daß die großen Zentralmagazine von Sartory ebenfalls ohne Eisenbahnanschluß sind. „Paradox und lächerlich" nennt es der Verfasser ... Ich schweige von den Goniometern in Toul! Trotzdem sich Berteaux so energisch gewehrt hat, steht doch die Tatsache fest, daß mehrere Tage lang Touls Batterien nicht in der Lage waren zu schießen, weil man die alten Zieleinrichtungen zerstört hatte, ehe die neuen Anlagen fertig waren.

Geradezu überwältigend sind die detaillierten Angaben über die Fehler und Schwächen der Forts von Verdun und Toul. Es ist ein langes Sündenregister, und wenn auch — nach Picquart — manches übertrieben dargestellt sein mag: sapienti sat! Denn der Kapitän Humbert ist ein erster Patriot, der seines Landes Bestes will.

Und wenn der Minister erklärt hat, daß Verdun die bestverteidigte Grenzfestung ist, so drängt sich doch die Frage auf: wie mag es denn bei den anderen aussehen?

Auch hier lüftet Humbert die Decke: Maubeuge verfällt. Batterien von le Hâvre fehlen die Scheinwerfer, sie sind wehrlos während der Nacht, der Hafen ungeschützt. Aehnlich ist es bei anderen wichtigen Häfen. Man hat große Batterieanlagen geschaffen, aber Kanonen hineingestellt, die nur 8000 m tragen, so le Hâvre, St. Nazaire, Marseille. Saigon und Dakar sind besser verteidigt durch Geschütze von 12 km Tragweite. Denn der Kolonialminister ist ein freier Mann — ohne (Neben-) Direktionen.

L'administration de la Guerre, telle qu'elle fonctionne actuellement ruine la France, militairement et financièrement.

Mit 385 gegen 82 Stimmen hat die Regierung am 25. ein Vertrauensvotum errungen. Man ging wohl schon zur Kammer mit dieser Absicht. Aeußere und innerpolitische Gründe zwangen dazu. Die Springstange des Optimismus half über das schlimme Hindernis fort. Auch über General Langlois' Warnrufe in der Revue de deux mondes. Sind gegenüber Driant-Humbert-Langlois die Worte Picquarts am 25. überzeugend: Non, L'armée ne se désorganise pas comme l'a dit le général Langlois. Elle évolue?" —

Auf der Rückseite des Blattes: Nachrichten über zwei Fälle von Hoch- und Landesverrat französischer Offiziere — — —

Der Antimilitarismus gedeiht nicht nur auf Hervés Nährboden — —!

*

Kupferkrach.

Vier Briefe eines Industriellen.

I.

November 1905.

Mein lieber Freund! Sie wissen, daß mir Ihre Briefe stets eine reine Freude und eine Quelle der Belehrung sind. Sie wissen, daß ich Ihren Rat nicht nur schätze, sondern auch befolge, weil ich Ihrem Urteil mehr als meinem eigenen traue. Aber gerade deshalb bitte ich Sie inständigst: Schreiben Sie mir während der nächsten Zeit nichts mehr von Geschäften. Ihre letzten drei Briefe sind eigentlich nichts anderes als begeisterte Paraphrasen über das Thema „Kupferhausse"; und wenn Sie mir noch einen vierten gleichen Inhalts senden, wird meine Widerstandskraft, so fürchte ich, zum Teufel gehen, und ich werde wirklich meinen ganzen Kupferbedarf für zwei Jahre im voraus decken, wie Sie mir es anraten. Aber ich habe es mir geschworen: diesmal will ich fest bleiben. Will mein solides Fabrikationsgeschäft betreiben und mich in keine Spekulationen einlassen. Mögen die Kupferpreise steigen, so lange und so hoch sie wollen. Ich will an der Konjunktur nichts verdienen, noch viel weniger aber an ihr verlieren. Und das letztere scheint mir, mit Verlaub, noch immer das Wahrscheinlichere. Die Kupferhausse ist Schwindel, ist ein Produkt der bekannten amerikanischen Taktik, das Kupfer von Zeit zu Zeit einzusperren und so eine künstliche Knappheit zu erzeugen. Aber noch stets haben diese Machenschaften ein Ende mit Schrecken genommen. Ich erinnere Sie an den Kupferkrach von 1901, der mir jedesmal als warnendes Beispiel vor Augen tritt, wenn Ihre Briefe Kaufgelüste in mir wachrufen. Damals war es der Ehrenmann Rockefeller mit seiner Amalgamated Copper Co., der die Hausse inszenierte, diesmal ist es der Ehrenmann Augustus Heinze mit seiner United Copper Co. Immer dasselbe Spiel, immer dasselbe Ende mit Schrecken, sobald die aufgestapelten Kupfervorräte zum Verkauf kommen. Ich halte es mit meinem täglichen Berater, dem „Deutschen Wochenblatt". Seit Monaten warnt die Zeitung, weist sie mit aufgehobenem Finger auf frühere Kupferkrisen hin. Seit Monaten fragt das Blatt, ob denn die deutschen Industriellen niemals klug werden, niemals von der Vergangenheit lernen wollen, ob sie denn immer wieder den Amerikanern auf den Leim gehen und zu den teuersten Preisen kaufen wollen. Recht hat der Mann, der das schreibt, und mögen Sie tausendmal das Gegenteil behaupten und alles auf den reellen Bedarf der elektrischen und der Maschinenindustrie zurückführen. Lesen Sie nach, lieber Freund, was das „Deutsche Wochenblatt" über den Secrétanschen Kupferring von 1889 schreibt. Es ist interessant und lehrreich. Damals ging der Corner von Paris aus. Die Société des Métaux sperrte heimlich nach und nach 120 000 Tonnen Kupfer ein, das war ein volles Drittel der damaligen Produktion. Bis auf 120 Pfund Sterling trieb man den Preis hinauf. Ein paar Monate später war Kupfer mit 40 Pfund zu haben. Ich war damals noch Lehrling; aber ich vergesse doch in meinem ganzen Leben nicht den Lärm, der sich erhob, als sich die Société des Métaux bankerott und das alte, ehrwürdige Comptoir d'Escompte zahlungsunfähig erklärte, als sich der Direktor Denfert-Rochereau erschoß, und Secrétan mit seinen Kumpanen, darunter dem Präsidenten der Oesterreichischen Staatsbahn, vor Gericht kam. Die Zeitungen erwerben sich ein immenses Verdienst, wenn sie auf solche Skandale der Vergangenheit hinweisen und die deutsche Industrie so vor Verlusten bewahren. Schreiben Sie, was Sie wollen, lieber Freund — ich kaufe nicht; ich schließe ab, was ich für den nächsten Monat brauche, nicht ein Pfund mehr. Heute notiert Kupfer 78, vor zwei Jahren stand es auf 57. Nicht mehr lange, und der Preis ist wieder da, wo er vor zwei Jahren war; denn die Amerikaner haben einen kurzen Atem und können die Hausse nicht lange mehr durchhalten. Und man soll mir dann nicht nachsagen, daß ich einer von denen bin, die nichts gelernt und alles vergessen haben. Oder glauben Sie, daß es einem Industriellen Spaß macht, ein Ver-

mögen an einer verfehlten Spekulation zu verlieren und dann in seinem Blatte obenein zu lesen: „Wir haben seit Monaten Vorsicht gepredigt und Zurückhaltung empfohlen. Nur Schwachköpfe haben den amerikanischen Schwindel nicht durchschaut und sind zu Schaden gekommen“? Handeln Sie wie ich, lieber Freund, lassen Sie sich belehren, solange es noch Zeit ist. Und vor allem: Führen Sie mich nicht in Versuchung.

II.

September 1906.

Lieber Freund! Triumphieren Sie nicht zu früh, und machen Sie mir mein „Deutsches Wochenblatt“ nicht schlecht. Es ist ja wahr, bis jetzt haben Sie die Lage des Kupfermarktes besser erkannt als ich und mein täglicher Berater, und das Kupfer, das ich im vorigen Herbst mit 78 nicht kaufen wollte, notiert heute 90 und darüber. Aber Sie haben Unrecht, sich auf Ihren Witz etwas einzubilden. Die Regisseure des amerikanischen Schwindels haben eben mehr Kapital hinter sich, als man voraussetzen konnte, das ist alles. Aber jetzt dauert es nicht lange mehr, und der Zusammenbruch ist da. Hier auf dem Kontinent ist man sich völlig darüber im klaren, und ich begreife es nicht, daß ein so erfahrener Mann wie Sie, der in London, dem Hauptkupfermarkt der Welt, residiert, anderer Ansicht sein kann. Das Schwindelhafte der ganzen Bewegung springt doch in die Augen. Freilich ist der Bedarf momentan größer als das Angebot, aber doch nur, weil Rockefeller und Heinze jetzt an einem Strang ziehen und gemeinsam darauf hinarbeiten, kein Kupfer zum Atlantic gelangen zu lassen. Es müssen sich ganze Berge drüben bei den Minen und Trusts angehäuft haben, und man kann nur mit Schauder daran denken, daß alle diese Läger einmal an den Markt kommen müssen. Ich sage Ihnen offen: Ich erwarte den Krach von einem Tage zum andern. Der Verbrauch nimmt jetzt schon merklich ab. Wer soll denn auch 90 Pfund Sterling für die Tonne Kupfer bezahlen können? Ich selbst jedenfalls nicht, denn ich kann bei meiner Kundschaft keine entsprechend hohen Preise durchsetzen. Der Konsum muß sich also notwendigerweise verringern. Vor allem aber droht dem Kupfer ein furchtbarer Feind in Gestalt der drahtlosen Telegraphie. Erst heute habe ich darüber instruktive Einzelheiten gelesen. Man telegraphiert jetzt schon tausend Kilometer und mehr und wird binnen weniger Monate von England nach Amerika kabeln — ohne Kabel. Bedenken Sie, was das für den Kupfermarkt bedeutet! Die Kabel- und Telegraphendrahtfabriken sind ja die größten Kupferverbraucher. Nein, lieber Freund, heute zu kaufen, wäre heller Wahnsinn, wäre Selbstmord. Und wenn Sie selbst es dennoch fertig bringen, so kann ich nichts als Sie bedauern. Oder doch, ich kann noch etwas anderes tun: Ich kann Ihnen die heutige Nummer des „Deutschen Wochenblatts“ senden und tue es hiermit. Sie sollen nicht sagen können, daß Sie nicht gewarnt worden wären.

III.

März 1907.

Mein lieber, kluger Freund! Ich bin besiegt. Es hilft nichts, sich gegen die Wahrheit zu stemmen und die Augen vor den Tatsachen zu schließen. Sie hatten recht, und ich war ein Tor. Ich habe die Lage des Kupfermarktes gröblich verkannt. Heute notiert Kupfer 110 Pfund, und es scheint, daß es Ende des Jahres noch viel, viel höher stehen wird. Auch die deutsche Fachpresse konstatiert jetzt, daß die Situation auf dem Kupfermarkt eine ganz neuartige, nie dagewesene ist, und sie hat recht. Hat es leider wie ich erst viel zu spät erkannt. Was heute in der Welt vorgeht, spottet ja wirklich jeder Erfahrung; man muß total umlernen, muß anerzogene und angelesene Vorurteile über Bord werfen, um es zu verstehen. Was ich für wahnwitzige Spekulation gehalten habe, war kluge Erkenntnis der modernen Entwicklung, war ein scharfes Auge für die ganz veränderte Rolle, die das Kupfer heute auf dem Weltmarkt zu spielen berufen ist. Um es in knappen Worten zu sagen: aus einem Luxusobjekt ist das Kupfer ein Bedarfsartikel

geworden. Der Verbrauch Europas hat sich allein in den letzten zwei Jahren um etwa 20 Prozent gehoben und würde sich noch weit mehr gehoben haben, wenn nicht die teuren Preise wären, an die man den Konsum erst gewöhnen muß. In diesem Jahr ist der Kupferverbrauch auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans durch die Anlage zahlloser Elektrizitätswerke, von denen manche bis zu 40 000 Tonnen im Jahre gebrauchen, immens gesteigert worden. Dazu der Bedarf Chinas, das enorme Mengen für Prägungszwecke absorbiert. Vorräte gibt es überhaupt nicht mehr, alle Läger sind leer, wie ja auch selbstverständlich. Denn die Produktion hat trotz des gewaltigen Mehrverbrauchs nur um 5 Prozent pro Jahr zugenommen, und die ganze Welt ist in der größten Verlegenheit. Ja es ist schon so weit gekommen, daß Amerika, das Kupferland par excellence, schwimmende Kupferladungen zurückbeordert hat, weil es selbst nicht weiß, wie es dem Bedarf gerecht werden soll. Ein wahres Glück, daß jetzt die Amalgamated Copper-Gruppe einen wohltätigen und regulierenden Einfluß auf den Kupfermarkt ausübt. Wer weiß, was wir sonst heute für Preise hätten! Das „Deutsche Wochenblatt" meint, der größte Teil der Produktion des nächsten — wohlgemerkt des nächsten — Jahres sei bereits auf Lieferung verkauft. Ich bin seelenfroh, daß es mir gelungen ist, gestern noch fünfhundert Tonnen zu 109½ abzuschließen und mich so für die nächsten zehn Monate zu decken. Heute ist der Preis schon ein Pfund höher, und nächste Woche wird er zehn oder zwanzig Pfund höher sein. Hätte ich nur vor einem Jahre auf Ihren Rat gehört: Ich wäre heute ein steinreicher Mann. Aber ich verspreche Ihnen feierlich, künftig ohne Besinnen zu befolgen, was Sie mir empfehlen, und Ihnen blind zu vertrauen.

IV.

Oktober 1907.

Mein Freund! Ihre Warnungen sind leider zu spät gekommen. Die erste traf ein, als ich eben das dreifache Quantum meines Jahresbedarfs abgeschlossen hatte. Jetzt sitze ich mit einem Kupferquantum fest, das mich fast doppelt so viel kostet, als es heute wert ist. Ich verliere daran beiläufig fünfviertel Millionen und bin ruiniert. Sie werden meinen Konkurs in ein paar Tagen im „Deutschen Wochenblatt" lesen. Meine Haare sind in den letzten Wochen grau geworden. Meinen Arbeitern, die heute ihre Abkehr erhalten haben, kann ich nicht mehr in die Augen sehen. Und das alles, weil ich die zwei einfachsten Wahrheiten der Welt nicht kapiert habe: Die Wahrheit, daß die Menschen und die Verhältnisse sich nicht ändern, und daß alles im wirtschaftlichen Leben sich wiederholt. Und die andere, daß es unmöglich ist, mit belehrender Gebärde vorherzusagen, wann die Wiederholung eintreten wird.

Der Kaiser und die Kunst.

Von Richard Muther.

Das Buch Paul Seidels gibt eine Uebersicht über die ungeheure Zahl von Werken, die der Kaiser in den 19 Jahren seiner Regierung entstehen ließ. Man könnte, wenn die Abbildungen nicht wären, glauben, das berühmte augusteische Zeitalter, das nach Schiller der deutschen Kunst nicht blühte, sei nachträglich doch noch gekommen. Denn so aus dem Großen und Vollen schaffen zu dürfen, war der Kunst nur selten vergönnt. So viele Kirchen sind kaum im Mittelalter gebaut, so viele Statuen kaum in Berninis Tagen errichtet worden. Seidel enthält sich selbstverständlich auch jeder Kritik. Ein Hofbeamter, der nicht nur vom Kaiser schreibt, daß Er Sich ungezwungen unter Seinen Künstlern bewege, sondern der sich der Majuskelsprache auch beim alten

Fritz, dem großen Kurfürsten und noch ferner liegenden Hohenzollern bedient, kann nicht prüfen, nur rechtfertigen und loben. Um so mehr sieht der Nichthofbeamte sich nach der Lektüre des Buches vor die Frage gestellt, wie es denn kommt, daß die Bestrebungen des Kaisers der Kunst so gar keinen Nutzen brachten.

Wilhelm II. ist doch ein Mäcen größten Stils. Hätte er für das viele viele Geld, das er für die Durchführung seiner Pläne verwendete, gute Kunst gekauft, so könnte er der Besitzer einer Sammlung sein, die ihresgleichen nicht in Europa hätte. Das ist ihm nicht genug. Mit Verständnis sammeln kann der Bierbrauer Jacobsen in Kopenhagen auch. Für Riesensummen Ankäufe machen kann jeder amerikanische Oel- oder Eisenkönig. Eine Herrschernatur wie Wilhelm II. will mehr. „Ich bin kein Sammler und werde trotz aller Versuche keiner", lautet eine charakteristische Aeußerung. Er will auch die Kunst beherrschen, ihr die Marschroute vorzeichnen, sie in den Dienst seiner Ideen stellen. Die großen Mäzene von einst haben so gedacht und gehandelt. Für die Medici, für die Päpste der Renaissance, für den Sonnenkönig war die Kunstpflege kein ästhetischer Zeitvertreib. Sie trieben Kunstpolitik, stellten die Kunst in den Dienst sehr realer Zwecke. Sie sollte als Kirchenkunst auf die Nerven des Volkes wirken, als Fürstenkunst die würdige Folie schaffen, von der der Glanz des Gottesgnadentums sich abhob. Wilhelm II. geht von den gleichen Gedanken aus. „Dem Volke muß seine Religion erhalten bleiben." Daher die Fülle von Kirchen, die er allerorten erbaut. „Auch den untersten Ständen muß die Möglichkeit gegeben sein, nach der harten Mühe des Tages an den Idealen sich aufzurichten." Daher die Fülle von Statuen, die er überall aufstellt, die Masse von Geschichtsbildern, die er überallhin stiftet. Daher auch seine Abneigung gegen die moderne Malerei. Ein Bild soll Inhalt, einen patriotischen Inhalt haben, soll die Geschehnisse der Vergangenheit dem Gedächtnis der Lebenden einprägen, und es wird zum Luxusprodukt, zur nichtigen Spielerei, wenn es, diese höhere Mission vergessend, nur für die ästhetische Freude überfeinerter Kenner sorgt.

Auch hiergegen läßt sich nichts sagen. Es ist kein Zweifel, daß die Kunst in der Zeit, als sie diente, festeren Boden unter den Füßen hatte und in gewissem Sinne Imposanteres hervorbrachte als heute, wo sie freie Kunst, l'art pour l'art, geworden. Aber die Frage ist, ob dieser Umwandlungsprozeß, der sich seit den Tagen Rembrandts vollzog, nicht eben doch das Produkt historischer Notwendigkeit war, ob die Kunst ihren Dienst nicht deshalb quittieren mußte, weil ihre Dienstherren ihr Beschäftigung nicht mehr zu geben wußten. Man braucht gar nicht in Erörterungen darüber einzugehen, inwieweit Kirche und Königtum heute noch imstande sein könnten, die Kunst zu befruchten. Denn die Tatsache liegt vor, daß sie es seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr taten. Die Zeit der Gegenreformation bedeutet die letzte Blüte der Kirchenkunst, denn die Nazarenerepisode war Romantik. Ebenso hat es seit dem Sonnenkönig eine eigentliche Fürstenkunst nicht mehr gegeben, denn der Versuch Ludwigs II. von Bayern

war Kopie, die Kaprice eines Schwärmers. Die Kunstpflege Ludwigs I. aber steht auf einem andern Blatt. Er berief die besten seiner Zeit und stellte ihnen Aufgaben, die konform den künstlerischen Bestrebungen von damals waren. Nicht er diktierte, sondern er fügte mit seinen Plänen sich dem Kunstprogramm jener Epoche ein. Was seit dem 17. Jahrhundert an selbständigen künstlerischen Werten entstand, hat mit der Kirchen- und Fürstenkunst von früher nichts mehr zu schaffen. Es dient als Architektur und Kunstgewerbe den neuen Bedürfnissen einer neuen Zeit, ist als Plastik und Malerei ein freies Angebot der künstlerisch Schaffenden an die ästhetisch Genießenden. Ja, die Umwandlung der Anschauungen zugunsten der freien Kunst hat sich in dem Maße vollzogen, daß wir sogar in jenen Werken, die ursprünglich „höheren" Zwecken dienten, nur noch ästhetische Werte sehen. Eine Kirche ist für uns eine Raumschönheit. Ein Porträt Philipps IV. interessiert uns nur als Werk des Velasquez.

In diese Zeit, die für die Bewertung von Kunstwerken nur noch einen Maßstab, den der Qualität hat, da sie an eine höhere Mission der Kunst, gemäß ihrer ganzen Weltanschauung, nicht mehr zu glauben vermag, stellt nun der Kaiser seine Werke. Da die Kunst früher diente, meint er, sie könne es heute auch. Da eine äußerliche Aehnlichkeit zwischen den alten und den von ihm befohlenen Werken vorliegt, da die Kirchen in romanischem Stil gehalten sind, die Mosaiken und Glasgemälde auf alte Muster zurückgehen und die Gewandung der Statuen sich geschichtlich rechtfertigen läßt, gibt er dem Glauben sich hin, daß das Neue auch an Kunstgehalt, an Lebensfülle dem Alten gleichkomme, und merkt nicht, daß in jenen älteren Werken sich der ganze Geist einer Zeit in lebendigen Formen ausprägte, während es bei den neuen sich um archivalisches Rückwärtsschauen, um historische Stilübungen, um Kostümkunde handelt. Indem er als persönlicher Auftraggeber mit den Künstlern verkehrt und, wie er des öfteren in seinen Reden hervorhob, ihnen im einzelnen volle Freiheit läßt, nur das Recht der Direktive für sich beansprucht, glaubt er ganz ebenso wie die alten Mäzene zu verfahren, und es entzieht sich seiner Wahrnehmung, daß schon die Aufgaben, die er stellt, gegen den Strich der Epoche gehen. Man steht so vor dem sonderbaren Schauspiel, daß Aufträge, die früher in der Hand der besten, der führenden jedes Zeitalters waren, heute von Kräften erledigt werden, die für das Kunstleben unserer Zeit ohne jede Bedeutung sind. Ja, man kann sich einen Zusammenhang zwischen dem, was jetzt die Kunst, und dem, was der Kaiser will, überhaupt nicht denken, würde die Statuen der Siegesallee im œuvre Hildebrandts oder Klingers, die Anton von Wernerschen Themen im œuvre Liebermanns oder Trübners als schwer erklärlichen Widerspruch empfinden. Wenn Menzel der Historiograph des alten Fritz war, darf nicht übersehen werden, daß das Thema sich mit den künstlerischen Gesichtspunkten der damals herrschenden Historienmalerei deckte, und daß er, ein Menschenalter später geboren, den Umweg über das Geschichtsbild zur Kunst kaum mehr gemacht haben würde.

Die Werke erfüllen ihren Zweck. Denn ein großer Teil der Bevölkerung wird für das Patriotische, für alles, was auf das angestammte Herrscherhaus bezug hat, immer zu haben sein. Und für diese vielen Millionen, deren staatserhaltende Gesinnung im Budget jedes Regierenden einen so wichtigen Faktor bildet, kommen künstlerische Bedenken nicht in Frage. Es liegt nicht viel daran, ob eine Statue gut oder schlecht ist, ob ein Ereignis der vaterländischen Geschichte in einem Bild oder einem Bilderbogen geschildert wird. Auf der Weltausstellung von St. Louis waren die deutschen Säle die künstlerisch belanglosesten von allen, und trotzdem strömten darin die Leute weit mehr als in den andern zusammen, weil die Zahl derer, die neugierig den stofflichen Inhalt von Bildern ablesen, eben überall weit größer als die der Kunstverständigen ist. Eins wäre ja schön: wenn der Kaiser diesen Unterschied zwischen Kunst und Nichtkunst allmählich erkennen würde, wenn er einsehen wollte, daß auch die wirkliche Kunst, obwohl sie mit dynastischen Nebenabsichten sich nicht mehr verquicken läßt, eine volkswirtschaftlich ungeheuer wichtige Sache ist. Doch im übrigen ist das Thema, was unser Kaiser für die Kunst tun könnte, eine müßige Doktorfrage. Es ist hübsch, daß in den letzten Jahren tüchtige Männer, wie Messel und Bruno Paul, in wichtige Stellungen berufen wurden, hübsch, daß Herr von Tschudi in seinen Bestrebungen, die Nationalgalerie zu einer Kunstsammlung zu machen, auf kein Veto stieß. Im großen hat die moderne Kunst von der Huld oder Ungunst eines Fürsten, selbst wenn es der mächtigste wäre, nichts weder zu hoffen noch zu fürchten, und darin, daß das so ist, liegt vielleicht der beste Teil ihres Wertes.

Die Mamaloi.*)

Von Hanns Heinz Ewers.

I. Der Honfoûtempel.

26. Oktober.

Ich sagte, daß ich nach Sâle-Trou reiten müsse, und ließ mein Pferd satteln. Die Alte hatte mir so ungefähr den Weg zum Tempel beschrieben, so gut wie ein Negerweib eben einen Weg beschreiben kann. Natürlich verritt ich mich und hatte das Vergnügen, im Urwald übernachten zu können; zum Glück hatte ich eine Hängematte mit. Erst am nächsten Morgen fand ich den Honfoûtempel, das heißt, eine sehr große, aber elende Strohhütte auf einer Lichtung, die gestampft und geglättet war wie ein Tanzplatz. Eine Art Pfad führte auf den Tempel zu, zu beiden Seiten sah ich in die Erde gesteckte Pflöcke, auf denen abwechselnd die Kadaver schwarzer und weißer Hühner steckten.

*) Wir glauben das Bild, das sich das deutsche Publikum von der schwarzen Rasse macht, zu vervollständigen, wenn wir gegenüber den vielen Stimmen, die sich für humanste, völlig gleiche Behandlung der schwarzen Rasse durch die weiße aussprechen, auch einmal die dunkelsten, nur sehr wenigen bekannten Stellen der Negerkultur ins rechte Licht rücken. Dieser Aufsatz bildet einen Teil einer längeren (demnächst bei Georg Müller erscheinenden) Novelle, welche ihren Stoff aus dem Menschen opfernden Vaudouxkult der Haitineger unserer Zeit nimmt. Mamaloi, kreolisch, das Patois der Haitineger, ist korrumpiert aus: Mama-Roi = Mutter-Königin; so heißt die Priesterin des Vaudouxkults. — Ueber die sozialpolitische Seite der Negerfrage wird Dr. H. H. Ewers in einer der nächsten Nummern sprechen. Die Schriftleitung.

Zwischen den Pflöcken lagen ausgeblasene Truthahneier und grotesk geformte Steine und Wurzeln. Ein großer Erdbeerbaum, den die Gläubigen Loco nennen und als göttlich verehren, stand am Eingang des Tempels, rund herum hatte man, ihm zu Ehren, viele Gläser, Teller und Flaschen zu Scherben zerschlagen.

Ich trat in den Raum. Ein paar Löcher im Dach gaben genügend Licht, unter einem davon stak an einem Pfeiler eine herabgebrannte Kienfackel. Die Tempeleinrichtung war äußerst lustig. An den Wänden sah ich die Bildnisse Bismarcks aus der „Woche" und König Eduards aus den „Illustr. London News". Beide stammten ganz gewiß von mir, wer hätte sonst diese Blätter hier halten sollen? Wahrscheinlich hatte sie Adelaide großmütig gestiftet. Da waren weiter ein paar Heiligenbilder, gräßliche Oeldrucke, die den heiligen Sebastian, den heiligen Franziscus und die Madonna darstellten, daneben Blätter aus dem „Simplizissimus" (auch von mir!) und der „Asiette au Beurre". Zwischendurch hingen ein paar alte Fahnenlappen, Muschelketten und bunte Bänder aus Papierschnitzeln. Hinten, etwas erhöht, bemerkte ich einen starken Korb. Aha, dachte ich, darin steckt er also, Hougon badagri, der große Vaudouxgott! Sehr vorsichtig öffnete ich den Deckel und sprang zurück, ich hatte durchaus keine Lust, mich von irgend einem giftigen Vieh beißen zu lassen. Aber ach! Eine Schlange war wohl in dem Korbe, aber es war eine harmlose Ringelnatter und sie war elend verhungert. Das ist echt Negerart, etwas als Gott anbeten, um sich dann, nach den Festen, nicht mehr darum zu bekümmern! Freilich, ein Ersatzgott ist ja im Handumdrehen im Walde zu fangen! Jedenfalls hat es Damtala, der brave Klappergott, entschieden besser, als der allmächtige Houedo sobagui, der da elend zusammengeschrumpft tot vor mir lag; jener bekommt doch Oel jeden Freitag, während dieser, der doch in diesem verrückten heidnisch-christlichen Vaudouxkult Johannes der Täufer selber ist, nicht einmal ein Fröschlein oder Mäuslein erhält!

*

II. Das Opfer des ungehörnten Bockes.

22. November.

Ich muß mir Mühe geben, die Feder zu halten, der Arm zittert und die Hand will nicht gehorchen. Zwei Tage habe ich auf dem Diwan gelegen, und noch heute laufe ich im Fieber herum; alle meine Knochen sind wie zerschlagen. Adelaide liegt immer noch im Bette. Kein Wunder nach dieser Nacht! Wenn ich die Geschehnisse meinem Bruder mitteilen würde, ich glaube, der fromme Herr würde vielleicht doch einen beiliegenden Scheck zurückweisen.

Kreuzelement, wie mich der Rücken schmerzt! Jede leiseste Bewegung macht mich schreien. Ich höre Adelaide aus ihrem Bette wimmern. Vorhin war ich bei ihr, sie sprach kein Wort, sie weinte nur leise vor sich hin und küßte meine Hand. Und ich konnte gar nicht begreifen, daß dieses arme Tierchen dieselbe grausame Priesterin sei, die mit verzerrten blutgierigen Händen — —

Ich will alles ruhig erzählen. Adelaide ging schon am Morgen weg, ich stieg am Nachmittag auf meinen Falben, meine guten Brownings staken in der Satteltasche. Diesmal kannte ich den Weg zum Honfoû, bei Sonnenuntergang war ich schon dort. Schon

von weitem vernahm ich durch den Wald das Gelärme aufgeregter Stimmen, dazwischen die schrillen Laute des Néclésin. Die große Lichtung war voll von schwarzen Leibern, sie hatten alle Gewänder abgelegt, nur ein paar zusammengeknüpfte rote Taschentücher um den Leib gebunden. Sie tranken aus ihren weitbäuchigen Tafiaflaschen, liefen durch den Weg, auf dessen spitze Pfähle man frische schwarze und weiße Hühner lebend aufgespießt hatte und zerschmetterten schreiend die Flaschen unter dem göttlichen Erdbeerbaume. Augenscheinlich erwartete man mich, ein paar Männer kamen auf mich zu, banden meinen Gaul an einen Baum und führten mich über den Weg, wobei sie aus irdenen Krügen die jämmerlich gackernden und flatternden Hennen auf den Pfählen mit Blut begossen, wie Blumen in Töpfen. Am Eingange des Tempels drückte mir einer eine leere Flasche in die Hand, ich zerschmetterte sie unter dem Erdbeerbaum. Wir schritten in den weiten Raum hinein, alles drängte im Augenblick nach; geschoben von nackten Körpern gelangte ich in die Nähe des Schlangenkorbes. Mächtige Kienfackeln staken an den Balken und rußten durch die offenen Dachlöcher in die Nacht hinaus. Mir gefiel dieser rote Feuerschein auf den schwarzen glänzenden Leibern; ich muß sagen, ich kam in Stimmung dadurch.

Neben dem Schlangenkorb brannte ein Feuer unter einem mächtigen Kessel, dabei hockten die Schläger auf ihren Trommeln, Houn, Hountor und Hountorgri, die den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes geweiht sind. Hinter ihnen stand ein baumlanger Kerl, der die riesige Assauntortrommel rührte, die mit der Haut eines verstorbenen Papaloi überzogen ist. Immer schneller und schneller gingen die Wirbel, immer lauter dröhnten sie in dem überfüllten Raum.

Die dienenden Avalous, die Küster, drängten die Menge nach den Seiten zurück und schufen einen freien Platz in der Mitte. Trockenes Holz und Reisig warfen sie hin und stießen Fackeln hinein — im Nu brannte ein helles Feuer auf dem festgestampften Boden. Dann führten sie fünf Adepten in den Kreis, drei Weiber und zwei Männer; die hatten gerade die vierzigtägigen Weihen in dem Schmutzbade durchgemacht, die mir glücklicherweise erspart geblieben waren. Die Trommeln schwiegen und der Papaloi trat hervor.

Es war ein alter magerer Nigger, wie die andern nur mit roten, zusammengeknüpften Taschentüchern bekleidet. Dazu trug er ein blaues Band um die Stirne, unter dem die langen, ekelhaft verfilzten Haarsträhnen hervorquollen. Seine Unterpriester, die Djions, gaben ihm ein großes Büschel von Haaren, Hornstücken und Kräutern in die Hand, das er langsam in die Flammen streute. Dabei rief er die himmlischen Zwillinge, Saugo, den Blitzgott, und Bado, den Windgott an, daß sie die heilige Flamme schüren möchten. Dann gab er den zitternden Adepten den Befehl, in das Feuer zu springen. Die Djions trieben und zerrten die Zögernden in die Flammen, es sah prächtig aus, wie sie da zappelnd hin und her sprangen. Endlich durften sie heraustreten und nun führte sie der Papaloi an den dampfenden Kessel neben dem Schlangenkorbe. Opété, den göttlichen Truthahn, rief er jetzt an und Assouguié, den himmlischen Schwätzer. Ihnen zu Ehren mußten die Adepten in das kochende Wasser greifen, Fleischstücke herausreißen und den Gläubigen auf großen Kohlblättern reichen. Immer wieder tauchten die gräßlich verbrannten Hände in die siedende Brühe, bis auch der letzte sein Kohlblatt

bekommen hatte. Dann erst nahm sie der magere Greis als gleichberechtigte Mitglieder in seine Gemeinde auf — im Namen Attaschollôs, des großen Weltengeistes — und überließ sie endlich ihren Verwandten und Freunden, die ihnen Salben auf die elend verbrannten Glieder schmierten.

Ich war neugierig, ob dieser menschenfreundliche Priester auch von mir eine solche Zeremonie verlangen würde, aber niemand bekümmerte sich um mich. Wohl reichte man auch mir ein Stück Fleisch auf dem Kohlblatt und ich aß es wie alle übrigen.

Die Djions warfen neue Nahrung in das Feuer und richteten einen Spieß darüber. Dann zogen sie an den Hörnern drei Böcke herein, zwei schwarze und einen weißen, und brachten sie vor den Papaloi. Der stach ihnen mit einem mächtigen Messer in die Kehle, zog durch und trennte mit einem einzigen langen Schnitte den Kopf ab. Mit beiden Armen riß er die Köpfe in die Höhe, zeigte sie erst den Trommelschlägern, dann den übrigen Gläubigen und warf sie, die er dem Herrn des Chaos, Agaou Kata Badagri, weihte, in den dampfenden Kessel. Währenddessen fingen die Djions in großen Gefäßen das Blut auf, mischten es mit Rum und reichten es zum Tranke herum. Dann häuteten sie die Tiere und steckten sie an die Spieße.

Auch ich trank, einen Schluck erst, dann mehr und mehr. Ich fühlte eine seltene Trunkenheit in mir aufsteigen, eine wilde, gierige Trunkenheit, wie ich sie nie gekannt hatte. Ich verlor ganz das Bewußtsein meiner Rolle als unbefangener Zuschauer, ich wuchs immer mehr wie ein Zugehöriger in diese wilde Umgebung hinein.

Die Djions zogen mit Holzkohlenstückchen neben dem Feuer einen schwarzen Kreis, da hinein trat der Papaloi. Und während die Braten schmorten, die er segnete, rief er mit lauter Stimme Allégra Badra an, den Gott, der alles weiß. Er bat ihn, seinen Priester zu erleuchten, ihn und die gläubige Gemeinde. Und der Gott antwortete durch ihn, daß die Erleuchtung kommen werde, wenn das Bockfleisch genossen sei. Da sprangen die schwarzen Gestalten zu den Spießen hin, rissen mit den Händen das Fleisch herab und verschlangen es, heiß und halb roh. Sie brachen die Knochen und benagten sie mit den großen Zähnen, warfen sie dann hoch durch die Dachlöcher, hinaus in die Nacht, zu Ehren Allégra Badras, des großen Gottes.

Und wieder dröhnten die Trommeln. Houn, die kleinste, begann, dann Hountor und Hountorgri. Und endlich brüllte die gewaltige Assauntortrommel ihr scheußlich Lied. Immer stärker wurde die Erregung, immer heißer und enger drängten sich um mich die schwarzen Leiber. Die Avalous räumten die Spieße weg und zertraten das Feuer, die ganze Menge schob sich nach vorne.

Da stand plötzlich, ich weiß nicht, woher sie gekommen, Adelaide, die Mamaloi, auf dem Schlangenkorbe. Sie trug, wie die übrigen, nur ein paar rote Taschentücher, die über die Lenden und die linke Schulter hingen. Die Stirn zierte das blaue Priestertuch, ihre herrlichen weißen Zähne leuchteten im roten Scheine der Fackeln. Sie war prachtvoll, ganz prachtvoll. Der Papaloi reichte ihr, mit gesenktem Haupte, einen gewaltigen Krug voll Rum und Blut, sie leerte ihn auf einen Zug. Die Trommeln schwiegen und sie begann, leise erst, dann immer mehr anschwellend, das große Lied der göttlichen Schlange:

„Leh, eh! Bomba hen, hen!
Cango bafiô te,
Cango moune dé lè,
Cango do ki là
Cango li!“

Zwei-, dreimal sang sie die wilden Worte, bis aus ein paar hundert trunkenen Lippen es ihr wieder entgegenschallte:

„Leh, eh! Bomba hen, hen!
Cango bafiô te,
Cango moune dé lè,
Cango do ki là,
Cango li!“

Die kleine Trommel begleitete ihren Gesang, der wieder leiser wurde und fast zu ersterben schien. Sie wiegte sich in den Hüften hin und her, senkte das Haupt und hob es, zog seltsame Schlangenlinien mit den Armen in der Luft. Und die Menge schwieg, atemlos in Erwartung. Leise flüsterte einer: „Sie sei gesegnet, Manho, unsere Priesterin!“ Und ein anderer: „Johannes der Täufer küsse dich, dich, Houangon, seinen Liebling!“ Die Augen der Neger traten aus den Höhlen, alles starrte auf die leise summende Mamaloi.

Da sagte sie, leise, mit fast versagender Stimme: „Kommt her! Houedo hört euch, die große Schlange!“

Alle drängten sich heran, mühsam vermochten die Diener und Priester Ordnung zu halten.

„Bekomme ich einen neuen Esel diesen Sommer?“ — „Wird mein Kind gesund werden?“ — „Wird er zurückkehren, mein Geliebter, den sie zu den Soldaten nahmen?“ — Jeder hatte eine Frage, einen Wunsch. Die schwarze Pythia antwortete, mit geschlossenen Augen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, die Arme nach unten gestreckt, steif, die Finger krampfhaft gespreizt. Richtige Orakelantworten, die nicht ‚Ja‘ und nicht ‚Nein‘ sagten und aus denen doch ein jeder das entnehmen konnte, was er zu hören wünschte. Befriedigt gingen sie zur Seite, warfen Kupferstücke in den alten Filzhut, den der Papaloi hinhielt. Aber auch Silber fiel hinein.

Die Trommeln schlugen wieder, langsam schien die Mamaloi aus ihrem Traume zu erwachen. Sie sprang herab von dem Korbe, riß die Schlange heraus und stieg wieder hinauf. Es war eine lange, gelbschwarze Natter; verwirrt von dem Feuerschein züngelte sie und wand sich lang um den ausgestreckten Arm der Priesterin. Die Gläubigen fielen zu Boden, berührten die Erde mit der Stirne. „Lange lebe die Mamaloi, unsere Mutter und Königin, sie, Houdja-Nikon, unsere Gebieterin!“ Und sie beteten zu der großen Schlange, und die Priesterin nahm ihnen den Schwur ewiger Treue ab. „So soll euer Hirn verfaulen und in euch eure Eingeweide, wenn ihr je das brecht, was ihr schwurt!“ Da riefen sie: „Wir schwören drei starke Eide, dir, Hougon-badagri, Johannes dem Täufer, der du zu uns kommst als Sobagui, als Houedo, der große Vaudouxgott!“

Jetzt öffnete die Mamaloi einen andern Korb, der hinter ihr stand. Hühner griff sie heraus, schwarze und weiße, und warf sie hoch in die Luft. Die Gläubigen sprangen vom Boden auf, griffen nach den flatternden Tieren und rissen ihnen die Köpfe ab.

Tranken gierig aus den Leibern das frisch strömende Blut. Warfen sie dann zum Dach durch die Luken hinaus: „Für dich, Houedo, für dich, Hougon-badagri, zum Zeichen, daß wir unsern Eid halten!"

Von hinten her drängten sich sechs Männer um die Mamaloi. Sie trugen Teufelsmasken, Ziegenfelle hingen von den Schultern und die Leiber waren rot mit Blut bemalt.

„Furcht, Furcht vor Cimbi-Kita!" heulten sie. Die Menge drängte zurück, schaffte einen freien Raum, in den sie traten. Ein Mädchen von zehn Jahren führten sie an einem Strick um den Hals. Das Kind sah verwundert um sich, ängstlich, furchtsam, aber es schrie nicht. Es schwankte, vermochte sich kaum zu halten auf den Füßen, völlig trunken von Rum. Der Papaloi trat zu ihm hin: „Azilit gebe ich dich und Don Pédre, sie mögen dich hintragen zu ihm, aller Teufel größtem, zu Cimbi-Kita!" Er streute dem Kinde Kräuter in das krause Wollhaar, Hornstückchen und Haarflocken, warf dann einen brennenden Scheit darauf. Aber ehe das entsetzte Kind noch mit seinen Händen in die brennenden Haare greifen konnte, warf sich die Mamaloi wie eine Rasende mit einem gräßlichen Schrei von ihrem Korbe herunter. Ihre Finger krampften sich um den schmalen Hals, sie hob das Kind hoch in die Luft und erwürgte es.

„Aa — bo — bo!" schrie sie.

Sie schien ihr Opfer gar nicht mehr frei geben zu wollen. Endlich entriß ihr der Oberpriester das leblose Kind und trennte ihm, wie den Böcken, mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Und dazu sangen die Teufelspriester mit gewaltiger Stimme ihren entsetzlichen Triumphgesang:

„Interrogez le cimitière,
Il vous dira
De nous ou de la mort,
Qui des deux fournit
Les plus d'hôtes."

Wieder zeigte der Papaloi mit erhobenen Armen das Haupt den Trommelschlägern, wieder warf er es in den dampfenden Kessel. Starr, teilnahmlos stand die Mamaloi dabei, während die Teufelspriester das Blut in den Rumkrügen auffingen und den Leib zerhackten. Wie Tieren warfen sie den Gläubigen die rohen Fleischstücke hin, die sich darauf stürzten, sich balgten und rissen um die Fetzen.

„Aa — bo — bo! Le cabrit sans cornes!" heulten sie.

Und alle tranken das frische Blut vermischt mit dem starken Rum. Ein gräßliches Getränk, aber man trinkt es, muß es trinken, mehr und immer mehr. — —

Nun stellte sich einer der Teufelspriester in die Mitte, neben die Priesterin. Er riß die Maske ab, warf das Fell herunter. Nackt stand der schwarze Kerl da, den Leib wunderlich mit Blutzeichen bemalt, die Hände tiefrot von Blut. Alles schwieg, nirgends hörte man einen Laut. Nur die kleine Hountrommel wirbelte leise zu dem Teufelstanz, dem Tanz Don Pédres, der nun beginnen sollte.

Unbeweglich stand der Tänzer da, ohne sich zu rühren, minutenlang. Langsam wiegte er sich hin und her, den Kopf erst, dann den Leib leise wiegend. Alle seine Muskeln spannten sich, eine seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, schien wie ein magnetisches Fluidum allen sich mitzuteilen.

Man betrachtet einander, noch regt man sich nicht, aber man fühlt, wie die Nerven zucken. Nun tanzt der Priester, dreht sich langsam erst, dann schnell und schneller, lauter tönt die Hountrommel und die Hountortrommel fällt ein. Da kommt Bewegung in die schwarzen Leiber, den Fuß hebt eines, das andere den Arm. Sie verschlingen einander mit den Blicken; schon fassen sich zwei und drehen sich im Tanze. Nun brüllt auch die Hountorgri und die mächtige Assauntortrommel, ihr Fell aus Menschenhaut heult einen wütenden, aufreizenden Wollustschrei. Alle springen auf, drehn sich im Tanze, stoßen, treten einander, machen gewaltige Bocksprünge, werfen sich zu Boden, schlagen den Kopf zur Erde, springen wieder auf, schleudern Arme und Beine und rasen und schreien in dem wilden Rhythmus, den die Priesterin singt. Stolz steht sie in der Mitte, hebt die göttliche Schlange hoch in die Luft und singt ihren Sang:

„Leh! Eh! Bomba, hen! hen!"

Neben sie drängt sich der Papaloi, aus großen Kübeln spritzt er Blut über die schwarzen Gestalten, die immer wilder springen, immer wütender das Lied der Königin heulen.

Sie fassen einander, reißen sich die roten Lappen vom Leibe. Die Glieder verrenken sich, heißer Schweiß rieselt von den nackten Körpern. Trunken von Rum und Blut, aufgepeitscht zu maßloser Wollust, springen sie aufeinander wie Tiere, werfen sich zu Boden, schleudern sich in die Höhe, schlagen die gierigen Zähne dem andern in das schwarze Fleisch. Und ich fühle, daß ich mit hinein muß in diesen Teufelstanz rasender Menschen. Eine wahnsinnige Lust jauchzt durch den Saal, ein blutgieriger Liebestaumel, der über alles Irdische hinauswächst. Längst singen sie nicht mehr, aus ihren Konvulsionen und Delirien schallt nur der gräßliche Teufelsschrei: „Aa — bo — bo!"

Ich sehe Männer und Weiber sich ineinanderbeißen, in allen Stellungen und Lagen nehmen sie sich. Blutrünstig, wild, schlagen sie sich die Nägel ins Fleisch und reißen sich tiefe Kratzwunden. Und das Blut trübt ihre Sinne, ich sehe Männer auf Männer, Weiber auf Weiber kriechen. Da wälzen sich fünf in einem Knäuel ineinander, da steigt einer, wie ein Hund, über den Schlangenkorb. Ihre rasende Wollust kennt keine Geschlechter mehr, unterscheidet nicht einmal mehr lebende und tote Gegenstände.

Zwei Negerdirnen stürzen auf mich zu, zerren an meinen Kleidern. Und ich greife sie an den Brüsten, reiße sie zu Boden. Wälze mich herum, heule, beiße — tue wie alle andern. Ich sehe, wie Adelaide ohne Wahl einen Mann nach dem andern nimmt, aber auch Weiber, immer andere, immer neue, unersättlich in dieser teuflischen Wollust. Sie springt auf mich zu, nackt, nackt, rotes Blut sickert von ihren Armen und Brüsten. Nur die blaue Priesterbinde schmückt noch die Stirne, wie schwarze Nattern kriechen die dicken Haarlocken darunter. Sie reißt mich herab, nimmt mich mit Gewalt, springt wieder auf und stößt mir ein anderes Weib in die Arme. Und sie taumelt fort, umfangend und umfangen, immer von andern schwarzen Armen — —

Und, ohne Widerstand nun, werfe ich mich in den wildesten Taumel, in die unerhörtesten Umarmungen, springe, rase und schreie, wilder und wahnsinniger als einer, das entsetzliche: „Aa — bo — bo!"

*

Ich fand mich draußen auf dem Tanzplatze liegen, in einem Haufen schwarzer Weiber und Männer. Die Sonne war schon aufgegangen, ringsum lagen schlafend, im Traume stöhnend und zuckend, die schwarzen Körper. Mit einer ungeheuren Willensanstrengung stand ich auf; mein Anzug hing mir in blutigen Fetzen vom Leibe. Ich sah Adelaide in der Nähe liegen, blutrünstig von der Stirn bis zu den Füßen. Ich nahm sie auf, trug sie zu meinem Pferde. Woher ich die Kraft nahm, weiß ich nicht; doch gelang es, ich hob sie aufs Pferd und ritt nach Hause, die Ohnmächtige in meinen Armen vor mir im Sattel. Ich ließ sie zu Bett bringen und ging selbst zu Bett —.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Luxus in Rom zur Zeit Cäsars.*)

Wenn der moderne Imperialismus den römischen zum Muster nimmt, so schwebte diesem als Vorbild Alexander der Große vor; keine historische Persönlichkeit war in Italien populärer als der mazedonische Eroberer, und allgemein war der Gedanke, Rom müsse ebenso große Taten ausführen. Aber inzwischen, bis das römische Reich die Ausdehnung des alexandrinischen erlangt hätte, machten alle und jeder — und das war die unmittelbarste und zweifelloseste Folge dieses allgemeinen Taumels — auf dieses künftige Gut hin Schulden. Allgemein wurde leicht Kredit gewährt und ebenso leichten Herzens Schulden gemacht. Hatte man Geld zur Verfügung, so lieh man es her, und brauchte man es, so machte man Schulden. Der ganze italische Wirtschaftskörper war ein unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben geworden, von syngraphae, wie man damals die Kreditscheine nannte, die beständig ein Gegenstand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel, weil bei dem Mangel an Barmitteln und den häufigen Wertschwankungen die allzu häufige Auszahlung die schwersten Schäden mit sich gebracht hätte. Wer Geld brauchte, suchte an einen Geldmann die Guthaben, die ihm anderen Personen gegenüber zustanden, zu verkaufen, und der Kapitalist eskomptierte den Schein, selbstverständlich mit einem Abzug, dessen Höhe sich nach der Güte des Scheines, den Bedürfnissen des Gläubigers und der Lage des Geldmarktes richtete.

Die neue Politik, die Cäsar vor seinen Freunden entwickelte, entsprach dem geschilderten Zustand des öffentlichen Geistes in Italien in bewunderungswürdiger Weise, und dabei befriedigte und stachelte sie zugleich die großen Leidenschaften der merkantilen und demokratischen Epoche, den militärischen und imperialistischen Stolz, die Gier nach schnellem Gewinn, die Sucht nach Genuß, Luxus und einem großen Zuge im öffentlichen wie im Privatleben. Eroberungen nach außen hin, Ueberfluß an Geld im Innern, Gold und Eisen, das waren die beiden Angelpunkte dieser Politik geworden, von denen einer untrennbar zum anderen gehörte. Die Eroberungen sollten neue Geldquellen eröffnen, und das damit gewonnene wirtschaftliche Gedeihen wieder die Eroberungspolitik mit neuer Energie erfüllen.

Allenthalben erstanden auf italischem Boden Paläste, Villen und Landhäuser. Man kaufte Sklaven und immer wieder Sklaven. Der private wie der öffentliche

*) Wir entnehmen diese Schilderung, die uns wie ein Bild unserer Zeit anmutet dem in diesen Tagen erscheinenden Werke Guglielmo Ferreros „Größe und Niedergang Roms“ (Verlag Julius Hofmann, Stuttgart). Ueber dies spannende und wichtige Werk wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Luxus wurde immer größer. Nächst Gallien und den Gewinnen, Geschäftsangelegenheiten und Festen, welche die neue Eroberung mit sich bringen mußte, interessierte damals das nach Neuem lüsterne Publikum nichts mehr als das Theater des Pompejus, das erste große in Stein ausgeführte Theater, das griechische Architekten an der Stelle errichteten, wo heute der Campo dei Fiori und die angrenzenden Straßen liegen. Endlich hatte sich also ein Bürger gegen das sinnlose Gesetz aufgebäumt, das der enge, puritanische Geist der alten Zeiten Jahrhunderte hindurch der Stadt auferlegt hatte, und demgemäß in Rom kein steinernes Theater errichtet werden durfte. So hatte denn der Bau dieses Theaters einen gewissen revolutionären Beigeschmack. Allerdings hatte Pompejus auch bei dieser Gelegenheit es mit den Anhängern des Alten nicht verderben wollen und setzte sich scheinbar mit dem Gesetz in Einklang, indem er auf der Höhe der cavea einen Venustempel anbringen ließ, so daß man die Zuschauerbänke als eine ungeheure Serpentine, die zu dem kleinen Tempel führte, ansehen konnte. Aber Pompejus war ein Mann, der seines Erfolges nie froh wurde, und er ahnte gar nicht, daß dieser Theaterbau für die allermeisten Römer noch mehr Wert hatte, als die Eroberung Syriens.

Unterdessen, solange der große steinerne Bau noch nicht vollendet war, wendeten die politischen Streber unsinnige Summen auf, um dem Volke Schauspiele in provisorischen Theatern aus Holz, die nur wenige Wochen standen, vorzuführen, um Gladiatoren, Musiker, Tänzer und Schauspieler anzuwerben, um überall Löwen, Panther, Tiger, Elefanten, Affen, Krokodile und Nashörner zu kaufen, die man zur Schau stellte und miteinander kämpfen ließ. Alle Statthalter in Asien und Afrika mußten sehen, wie sie auf Kosten ihrer Freunde in Rom wilde Tiere zusammenkaufen könnten. Scaurus hatte im Jahre 58 bei den Festen, die er als Aedil gab, fast alle Einkünfte seiner Feldzüge im Orient darangesetzt, um ein hölzernes Theater, das achtzigtausend Zuschauer fassen konnte und nur vier Wochen stehen sollte, mit dreitausend Standbildern, wunderbaren Gemälden von Sikyon und dreihundert Säulen von schönem Marmor auszuschmücken.

Unter den Angehörigen der oberen Gesellschaftsklassen, des Geburts- und Geldadels, waren alle sittlichen Bande gelockert. Ehebruch und andere Ausschweifungen waren in der Hauptstadt wie in den üppigen Landsitzen an der Tagesordnung, die Trinkgelage, Orgien, nächtlichen Bacchanale nahmen kein Ende. Nun war sie da, die Verschmelzung der alten Aristokratie und des Geldadels, des Ritterstandes, aber Sinnengenuß und Laster bildeten den gemeinsamen Boden, auf dem sie sich fanden. An der Spitze des Reiches stand nicht mehr eine kriegerische Nobilität und eine einflußreiche Klasse von Kapitalisten, sondern eine kleine verderbte, zynische, skeptische Gesellschaft, der Literatur nicht weniger als materiellen Genüssen zugetan, üppigem Prunk ebenso wie dem Brillantfeuerwerk des Geistes. Die Frauen ruinierten ihre Ehemänner und suchten sich reiche Liebhaber, die ihnen kostbare Stoffe schenken konnten, Prunksänften, schöne Sklaven von tadelloser Frisur und Livree und vor allem Perlen und Edelsteine, womöglich ebenso herrlich wie die des Mithridates, zu deren Besichtigung im Tempel des Jupiter Capitolinus, wo Pompejus sie ausgestellt hatte, man sich drängte. Die Männer ihrerseits wetteiferten, wer seinen Keller am besten mit griechischen Weinen besetzt, wer die geschicktesten Köche, die prunkvollsten Villen, die reichste Bibliothek, die gefeiertste Maitresse, die seltensten und kostspieligsten Werke der Bildhauer- oder der Goldschmiedekunst aufweisen könne. Aber noch schlimmer als die Alten trieben es die Jungen. Zynisch, lüstern, frivol, keine göttliche und menschliche Autorität achtend,

trachtete diese jeunesse dorée nur nach mühelosem Macht- und Golderwerb. Als ihre typischen Vertreter mögen die fünf jungen Männer gelten, die damals am meisten im Mund der Leute waren: Marcus Antonius, der Enkel des großen Redners und Sohn des Prätors; Cajus Scribonius Curio, der Sohn des berühmten konservativen Politikers, der im Jahre 76 Konsul gewesen war; Cajus Sallustius Crispus, der Sohn eines reichen Großgrundbesitzers von Amiternum; Marcus Cölius, der Sohn eines großen Bankiers in Puteoli, und endlich Catull. Antonius und Curio, von den bösen Zungen Mann und Frau genannt, hatten zusammen so viel Schulden und so viel Dummheiten gemacht, daß Curio von seinem Vater gezwungen worden war, sich von Antonius zu trennen, worauf Antonius, von seinen Gläubigern verfolgt, nach Griechenland entwichen war, wo er sich anfänglich den Studien widmete. Aber bald war ihm dies zu langweilig geworden und er hatte sich zu Gabinius begeben, der ihn zum Reiteroberſten machte. Sallust, der viel Verstand besaß, sehr gebildet und reich war, ruinierte sich für Weibergunst. Der noch sehr junge Cölius war ein glühender Bewunderer Catilinas gewesen; dem gerichtlichen Nachspiel der Verschwörung glücklich entgangen, war er einer der zahllosen Liebhaber Clodias geworden, die ihn vollends verderbt hatte und ihn jetzt der Mitschuld an der Ermordung der ägyptischen Ankläger des Königs Ptolemäus Auletes bezichtigte. Catull war, des Drängens seiner Gläubiger müde und durch Clodias Untreue wie den Tod eines in Asien gestorbenen Bruders schwer getroffen, im Gefolge des Prätors Cajus Memmius nach Bithynien gegangen, um seinen Kummer zu vergessen und seinen erschöpften Finanzen aufzuhelfen. Jedoch sofort von Heimweh nach Rom ergriffen, schickte er sich schon zur Rückkehr an, nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf einem gemeinen Kauffahrteischiff, sondern wie ein orientalischer Herrscher auf einer eleganten kleinen Vergnügungsjacht, die er samt ihrer Bemannung in einem Hafen des Schwarzen Meeres, wahrscheinlich in Amastri, erstanden hatte. Bald, wenn die linden Frühlingslüfte mit liebkosendem Finger wieder die schönen blauen Wogen des Mittelmeeres zu kräuseln begannen, gedachte er sie in Nicäa wieder zu besteigen, nachdem er in Troas über der Asche des Bruders dessen Andenken seine Tränen geweiht hatte. Dann wollte er gemächlich am Gestade Kleinasiens entlang fahren, das Zykladenmeer durchsegeln, Griechenlands klassischen Strand umschiffen, endlich quer durch die Adria die Pomündungen erreichen, den Strom hinauffahren und sein Fahrzeug auf dem Landwege bis zum Gardasee schaffen lassen.

Berauscht durch einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung, von dem alle glaubten, er müsse ewig dauern, verlor Italien das Gefühl für Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Torheit und gab sich besinnungslos der Zukunft hin, nur immer weiter im tollen Taumel, koste es, was es wolle. Aber dieser wirtschaftliche Aufschwung war nur scheinbar. Wenn die Ausgaben allenthalben wuchsen, so war das durchaus nicht in gleichem Maße mit den Einnahmen der Fall. Eine Quelle des Reichtums, die seit der Gracchenzeit am ergiebigsten geflossen war, die finanzielle Ausbeutung der Provinzen, fing an zu versiegen, und damit war Italien immer ausschließlicher auf die lediglich politische und militärische Nutzbarmachung der Provinzen angewiesen. Das ist ein wesentlicher Zug der Dekade nach Cäsars Konsulat und erklärt uns die Popularität, deren sich zur Zeit Cäsars „hohe Politik“ erfreute, wie auch die furchtbare Krise, die sich eines Tages daraus ergeben mußte.

Aus dem Buch der Sonette an eine Verstorbene.

Von Rudolf Alexander Schroeder.

Was weiß ich, Seele, nun von deinem Leid?
Und treibt mich's doch, das meine hinzuschreiben;
Was weiß ich nun? Mein Herz ist zugeschneit;
Und ich bin alt für alles Erdetreiben.

Die Großen sind nicht mehr; und allzu weit
Geht Sehnsucht aus, und flattert an den Scheiben;
Du gingst sehr früh: das nenne ich gescheit;
Denn es ist traurig, Freundin, nachzubleiben.

Du, wo du bist? Nicht in der leeren Luft
Und nicht im Staub, und nicht ein bloßer Schatten;
Wo ist dein Mund, der uns so lieblich grüßte?

Das alles schwand vorüber wie ein Duft:
Dein süßer Tag, dein schmerzliches Ermatten,
Dein Angesicht, dein Lächeln, deine Lüfte.

Ihr Lieder, die ich in die Welt gesetzt,
Müßt nun, ein armer Schatten, nach mir sein,
Wenn ich verlassen habe diesen Schein,
An dem sich manch ein glücklich Herz ergötzt.

Ich gehe bald in jene Tiefe ein,
Wo Abgeschiedene das Vergessen letzt;
Doch ihr — ein Prunkgebilde, alt, zersetzt,
Verblaßt, entwürdigt — müßt die Narretein

Der Welt noch dulden, müßt noch — ach, wie lange? —
Dem Gaukelspiel der dunklen Herrin frönen —
Und dürft — mein andrer Leib — nicht mit mir gehn.

Um euch, ihr armen Lieder, ist mir bange;
Man wird euch töricht loben, töricht höhnen;
Und euren Vater hat man nicht gesehn.

Freude: dies Wort ist mir nicht unbekannt. —
Doch hab' ich's wirklich jemals mein genannt? —
Leid: Diese Tiefe läßt sich nicht ergründen;
Und doch: wie oft mußt' ich mich leidend finden! —

Jetzt bin ich ganz von Leiden übermannt
Und in die dunkle Tiefe eingebannt. —
O Freundin, könnt' ich doch aus diesen Schlünden
Noch einmal einen Stieg ins Klare finden!

Ich sehne mich nach reiner Sterne Licht;
Und hier im Dunst des Unglücks seh' ich nicht;
Ich möchte gerne reinen Herzens sein.

Doch scheint mir's so, als bringe jeder Schmerz
Ruß, Qualm und Schmutz ins angegriffne Herz.
— Ach, nur die heitern Herzen sind ganz rein!

Laß ab von dieser dumpfen Träumerei,
Und rühre nicht vergeblich an die Sterne;
Und forsche nicht in weggeblaßte Ferne
Nach allem, was es deiner Seele sei.

Atme! Die Nacht umrauscht dich, du bist frei.
Den Berg hinan! Wie fühlst du doch so gerne
Die Lindigkeit, wie atmest du so gerne
Den Hauch des Aethers! Süßes Einerlei

Von Tag und Nächten, Athmen, klopfenden Herzen
Und Schmerz und Lust, so mannigfach geteilt,
Traum wacher Stunden, Rausch der Nüchternheit,

Jugend! Noch leuchten aufgeflammte Kerzen;
Und Quellen rieseln lieblich unverweilt;
Und noch bist du ein König deiner Zeit.

Erhebe nun aus Wolken deinen Geist,
Und denke, daß mit ihren Atmosphären
Die großen Sterne selber sich verklären,
Da um sie her ein ewiges Dunkel kreist.

Selbst das, was dich verwirrte allermeist,
Der nächsten Liebe inniges Entbehren,
Soll dir nicht mehr den reinen Sinn beschweren,
Der deinen Weg dir ins Verborgene weist.

O Seele, trage; denn du wirst getragen
Verzichten lerne; denn dir ward gegeben
Sei dir genügend; denn du bist allein.

Das Leid ist ein betrügerischer Schein;
Und will dich solch ein Trugbild umschweben,
Soll deine Herzensleuchte es verjagen.

Ich sag's noch einmal: Sterne müssen lehren
Den Geist, der seine Einsamkeit ermißt,
Und mit Bewußtsein alle das vergißt,
Was um ihn her ein Traumbild malt im Leeren.

Die gehn dahin in ihren weiten Sphären,
Erhabene Kühnheit, ausgeglichener Zwist,
Und sind Ergebene in das, was ist,
Als ob sie ihre eignen Schöpfer wären.

So mußt du sein. Verzichten kannst du nicht,
Noch kannst du irgendwie der Welt entrinnen;
So lerne denn Beruhigung der Liebe.

Die leistet ganz auf jeden Trotz Verzicht;
Und immer gibt sie Ende im Beginn:
Daß doch die Welt nicht ohne Leben bliebe.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Ohne Zweifel verdankt Berlin der französischen Kunst mehr als irgendeine andere Stadt Deutschlands, wenn man an den Einfluß denkt, den die von dem Großen Kurfürst aufgenommenen Refugiés auf die Entwicklung der Berliner Kultur ausgeübt haben. Aber die Franzosen von damals trugen kein deutsches Geld über die Grenze; sie bereicherten vielmehr das Land, das sie so gastfrei aufgenommen, indem sie Industrien schufen, die heute noch blühen. Die pénétration pacifique mit französischer Kunst, der Berlin jetzt ausgesetzt ist, kommt der Reichshauptstadt leider sehr teuer zu stehen; denn das Interesse der französischen Künstler, mit deren Werken die Ausstellungen in immer stärkerem Maße überschwemmt werden, oder das ihrer geschäftlichen Vertreter, ist sicherlich viel weniger darauf gerichtet, die Geschmackskultur der Luxus treibenden Berliner zu heben, als ihr Geld zu erlangen. Aber es gibt auch Ausnahmen, und als eine solche darf man den von den „Lustigen Blättern" inszenierten „Salon der Humoristen" im Ausstellungsgebäude der Berliner Sezession wohl ansprechen. Denn die geringe Summe, für die hier vielleicht Blätter der französischen Karikaturisten gekauft werden, steht sicherlich in keinem Verhältnis zu dem Vergnügen, das

diese Ausstellung ihren Besuchern zu bieten vermag. Den Lesern französischer Journale und Witzblätter ist freilich ein großer Teil der hier vorgeführten Arbeiten längst bekannt; aber dieses Massenaufgebot von Kunst und Geist wirkt doch wieder in neuer Weise. Vor allem kommt die besondere Art des französischen Witzes gegenüber dem deutschen recht stark zum Ausdruck, seine Harmlosigkeit und Leichtigkeit, sowie das Ueberwiegen nach der erotischen Seite. Es ist natürlich eine Unmöglichkeit, den Inhalt der Ausstellung hier eingehender zu behandeln. Diese flüchtigen Blüten der Kunst wollen nicht geschildert, sondern betrachtet sein. Wie könnte man den Humor des Strichs von Losques, Mirande, Iribe, Faivre, Poulbot mit Worten schildern oder Sems, Forains, Willettes und Léandres besondere Art des Witzes in der Zeichnung beschreiben? Es wäre ein ganz vergebliches Bemühen. Die originellen Erscheinungen dieses Kreises muß man schon selbst kennen lernen. Wem sagt man etwas Charakterisierendes über Cappiello, wenn man bemerkt, daß dieser ein Lautrec-Nachahmer sei, und diese Mitteilung jemanden trifft, der nie ein Blatt des „Ritters der zuchtlosen Grazien" gesehen? Wer von dieser amüsanten Ausstellung etwas erfahren will, muß sich schon persönlich in ihren vielleicht allzureichlichen und daher nur unter ziemlichem Zeitaufwand zu genießenden Inhalt vertiefen.

Der Salon Paul Cassirer begann seine winterlichen Ausstellungen ebenfalls mit der Vorführung von Arbeiten eines französischen Künstlers. Angesichts der Aquarelle von Paul Cézanne schien allerdings die Frage angebracht, ob es wohl nötig war, das deutsche Publikum mit Dingen bekanntzumachen, die der Künstler, während er lebte, niemals seinen Landsleuten gezeigt hat und gezeigt hätte? Es ist gewiß für den, der einen so unvergleichlichen Meister wie Cézanne liebt, höchst interessant, einen Blick in dessen Atelier zu tun; aber der künstlerische Wert dieser merkwürdig zarten Aquarellnotizen — eine andere Bezeichnung für diese Blätter wäre unstatthaft — besteht lediglich im Zusammenhange mit den Bildern des Künstlers. Von diesen hat der Salon Cassirer bei anderen Gelegenheiten zwar viele und gute, jedoch längst nicht alle ausgestellt, und diese ausgeführten Werke fanden immerhin nur den Beifall eines sehr kleinen Kreises. Von einem Künstler aber, dessen Anerkennung noch nicht allgemein ist, wird man kaum Intimitäten zeigen dürfen, wie diese Aquarelle. Daraus können nur Mißverständnisse entstehen und Angriffe sich ergeben, denen man einen so großen Künstler wie Cézanne am wenigsten in einem fremden Lande aussetzen sollte. In Henri Matisse lernte man einen mit feinem Farbensinn begabten Maler kennen, der den seltsamen Ehrgeiz hat, in seinen Stilleben die schüchterne und ungelenke Zeichnung Cézannes nachzuahmen. Ist es zu verlangen, daß man einen französischen Imitator mit mehr Respekt beurteilt als einen deutschen? Daß Matisse augenblicklich in Paris geschätzt wird, ist wahrlich kein Grund, ihm seinen Mangel an Persönlichkeit nachzusehen. Recht erfreulich wirkte eine neue Kollektion von Bildern Edv. Munchs. Der Norweger präsentierte sich zwar von keiner neuen Seite; aber die hier vorhandenen Arbeiten ließen gegen frühere eine frischere Empfänglichkeit und eine gewisse Ausgeglichenheit erkennen. Sehr fein und persönlich wirkten das Bild „Apfelblüten" mit den beiden jungen Mädchen in weißen Blusen; ferner eine stark gelbe weibliche Aktstudie vor einem roten Kissen und einer graubraunen, mit großen braunen Flecken dekorierten Tapete, sodann mehrere Landschaften, wie „Warnemünde" mit den Kindermädchen im Vordergrunde, der Lübecker Patrizierpark mit dem bronzenen Penseur Rodins und die Gartentreppe. Wie leuchtete das Grün der Vegetation in diesen Bildern! Wie ausgezeichnet war die besondere Atmosphäre der Gegend getroffen! Immer wieder kehrt Munch zu dem oft gemalten Motiv der nordischen hellen „Sommernacht" mit den Mädchen in starkfarbigen Kleidern auf einer Brücke zurück. Große Fortschritte macht er als Porträtmaler. Er kommt sogar schon, wie in dem Bildnisse des Dr. Rathenau, zu einer förmlichen Eleganz der Ausführung. Als Per-

sönlichkeitsschilderungen überzeugender wirkten freilich die Porträts eines Direktor T. und einer jungen Dame in Weiß. Neben der einfachen Selbstverständlichkeit von Munchs Malerei erschien die von Curt Herrmann doppelt kompliziert. Diesem dienen die Mittel der neoimpressionistischen Technik dazu, die Farben seiner Blumen- und Früchte-Stilleben in einer Weise zu steigern, daß die Natur an Glanz und Leuchtkraft nicht nur erreicht, sondern fast übertroffen wird. Und es ist erstaunlich, mit welchem Erfolge Herrmann diese äußersten Farbigkeiten zu Harmonien zwingt. Die Mittel zu diesem Zweck sind an den Objekten selbst gar nicht oder doch nur bei Betrachtung in der Nähe wahrnehmbar. Um so mehr und, wie es scheint, nicht notwendigerweise treten sie in der Behandlung des in viele einzelne violette, gelbe, blaue und rote Flecken aufgelösten Hintergrundes hervor. Dieser allzu bewegte und allzu farbige Hintergrund wirkt künstlich und hebt zum Teil auf, was in der Naturschilderung selbst erreicht ist. Sobald er diskreter behandelt ist, wie in dem Bilde „Erdbeeren und Himbeeren", kommt der angenehmste Eindruck zustande: Das Stärkste an Glut und Tiefe der Farben hat Herrmann in dem Stilleben „Mohn und Kornblumen" erreicht. Als Empfehlung für die schwierige Technik konnte besonders auch der Blick über ein verschneites Stück Berlin dienen.

Die neueste Ausstellung im Salon Paul Cassirer bringt als stärkste Attraktion frühe Bilder des Schweizers Ferdinand Hodler. Wer es noch nicht aus Hodlers großen dekorativen Bildern weiß, kann hier erfahren, was für ein eminenter Zeichner dieser große Künstler ist. Nicht umsonst war ein Lieblingsschüler von Ingres sein Lehrer; und wer ein Auge dafür hat, wird erkennen, daß der Linienrhythmus, der aus des großen Franzosen „Türkischem Bad" und seiner „Quelle" tönt, in der hier ausgestellten Schöpfung des Schweizer Meisters „Sehnsucht nach dem Unendlichen" aufs wunderbarste weiterklingt. Da steht auf einem schwarzen Tuch, das auf einer fahlgrünen Wiese ausgebreitet ist, in Lebensgröße ein Weib in keuscher Nacktheit und streckt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck heiligen Verlangens die Arme aus. Die Gebärde und die Haltung des Körpers sind direkt von musikalischer Schönheit und dabei so eigen, so persönlich empfunden, daß man, obgleich alles anders ist, als sonst auf Hodlerschen Bildern, doch sogleich an ihn denken muß. Es steckt Quattrocento-Herbheit in dem Werk, zugleich aber auch, trotz der fast klassischen Schönheit der Form, moderne Anschauung; denn mit dieser Ueberzeugungskraft kann eben doch nur ein Maler, der Velasquez und Manet gesehen hat, den weichen Glanz der weiblichen Epidermis zur Darstellung bringen. Doch geht auch dieses sinnliche Moment vollkommen in dem ernsten und erhabenen Gesamteindruck auf. Sehr persönlich ist auch in anderen Werken die Verbindung von Zeichnung und Malerei. Da lehnt ein Tischler mit einem viereckigen Kopf, ein prächtiger Typus des Arbeiters, ein blaues Hemd unter der schwarzen Weste, an seiner Hobelbank. Man kann sich nichts Knapperes und Ausdrucksvolleres denken als diese dünne und doch breite, kräftige Malerei. Bei allem Realismus hat die Erscheinung dieses Mannes mit dem dunklen Haar und dem kurzen Schnurrbart in dem bleichen Gesicht etwas Monumentales. Von ähnlicher Wucht ist das nicht eben große Profilbild eines kindlichen Mädchens im dunkelblauen Kleide vor Grau. Manet ins schweizerisch Feste übersetzt. Das gilt auch für die in einem grauen Zimmer in schwarzer, mit Violett besetzter Toilette „sitzende Frau", die ihren roten Sonnenschirm auf dem Schoß hält. Mehr zeichnerisch sind die Bilder „Schuhmacher in der Werkstatt" und „Mann mit Kind". Hier, wie in Hodlers Landschaften „Wetterhorn" und „Am Genfersee", ist zu bewundern, mit welcher intuitiven Sicherheit der Künstler den besonderen Ausdruck der Menschen und der Natur trifft. Es gibt imposantere Bilder der Schweizer Gebirgswelt im Schnee als dieses „Wetterhorn", aber keines, in dem das Wesen dieser Landschaft so einfach und schlagend dargestellt wäre. Von Hodlers eigenster Monumentalkunst gewährt das Bild des in Rot gekleideten Landsknechts, der,

blutend, mit vorgestreckter Lanze den Rückzug der verwundeten Kameraden nach der „Schlacht von Marignano“ deckt, eine ausgezeichnete Probe. Besseres in dieser Art hat kein Künstler der Gegenwart geschaffen. Die Schweizer dürfen stolz sein auf diesen Mann, der nicht nur große, sondern auch im höchsten Sinne volkstümliche Kunst macht. Dieser rote, verwundete Krieger, der so fest und trutzig mit beiden Füßen dasteht und den Feind abwehrt, erscheint wie das Symbol einer unverwüstlichen Volkskraft. Der Fries der „Lebensmüden“ (nicht: „Enttäuschten“, wie im Katalog steht) ist schon früher hier gezeigt worden. Es wird wohl immer noch einige Zeit währen, bis das Publikum hinter die Vorzüge dieses Werkes und hinter die Absicht des Künstlers kommt, der durch die Wiederholung der gleichen Empfindung bei fünf Erscheinungen die Idee seines Bildes eindringlicher und nachhaltiger zum Betrachter sprechen lassen wollte.

Einen nicht unerfreulichen Gegensatz zu dieser in sich durchaus festen und abgeschlossenen Kunst bilden die neuen Arbeiten Philipp Francks. Dieser ernststrebende Berliner Maler hat noch nicht über die Natur gesiegt. Er ist noch vollkommen in dem Bann jeder neuen Erscheinung, die sie ihm bietet; aber gerade diese uneingeschränkte Hingabe an die Wirklichkeit läßt ihn nicht nur hier und da zu ganz ausgezeichneten malerischen Resultaten gelangen, sondern auch zu einer ganz selbständigen Art der Anschauung und des Malens. Dieses Mal hat ihn der Spreewald gelockt mit dem darin erhalten gebliebenen Stück Volkstum. Man findet auf seinen Bildern die hübsche frische Weiblichkeit, aus der sich das reiche Berliner Bürgertum seine Ammen zu wählen pflegt. Diese munteren, rotbackigen Mädchen, die mit ihren großen, kunstvoll aus weißen oder farbigen gestickten Tüchern hergestellten Hauben, mit ihren bunten Brusttüchern über den schwarzen kurzärmeligen Taillen, mit den grünen, roten, braunen oder violetten faltenreichen und weitabstehenden kurzen Röcken, den die mit durchscheinenden Einsätzen versehenen, fast ringsherumreichenden weißen Schürzen decken, im stolzen Besitze ihrer körperlichen Reize, mit wiegenden Hüften und kurzen Schritten daherstolzieren. Franck hat sie gemalt, wie sie in einer „Tanzpause“ unter der Estrade für die Musikanten lachend und schwatzend beieinandersitzen und ein Tänzer seiner erhitzten Partnerin eine Limonade präsentieren läßt. Er hat gemalt, wie die Spreewälderin mit der Großmutter „am Spinnrad“ schafft oder wie sie in dem überaus reichen Putze einer „Brautjungfer“ mit einem etwas unbeholfenen Verehrer scherzt. In all diesen Bildern ist eine gewisse derbe Sachlichkeit, die das Gefühl der Befreiung durch die Kunst zunächst nicht aufkommen läßt. Erst bei näherer Betrachtung entdeckt man malerische Feinheiten: wie die Farbe der Röcke hinter den weißen Schürzen wirkt, wie wundervoll die Stickereien gegeben, wie gut ein Arm oder eine Hand gesehen sind. Bei der kartoffelschälend in ihrem Hausgang sitzenden alten „Witwe“ ist das Interieur hinter der geöffneten Stubentür in seiner malerischen Schönheit überaus warm empfunden, während die Alte selbst und die blauweiße Wand, vor der sie sitzt, von einer unerfreulichen Grellheit sind. Ein ganz annehmbares Stück ist der Mann, der mit einem kleinen, ein dunkelrotes Kopftuch tragenden Mädchen an einem Bauernhause vorbei, durch den grünen Wald „über Land“ geht. Philipp Franck tut nichts not, als ein wenig Freiheit gegenüber der Natur, als ein etwas sicherer Geschmack, der ihn Härten vermeiden läßt und ihm über die Stellen in der Natur forthilft, die sich der malerischen Idee eines Bildes nicht einfügen wollen.

Dem Frankfurter Impressionisten Jakob Nußbaum möchte man dagegen wünschen, daß er die billige malerische Wirkung seiner Bilder mit jener ehrlichen Sachlichkeit stützen könnte, die Franck auch in seinen schwächsten Leistungen immer noch aufs vorteilhafteste von fast allen jüngeren deutschen Impressionisten unterscheidet. Daß Karl Walser ein geschmackvoller Künstler ist, hat er durch seine Leistungen für das Theater vielfach bewiesen; aber zum Maler fehlt ihm alles. Er arbeitet mit den naiven

Hieroglyphen mittelalterlicher Codicesschreiber und schildert holländische Straßen und Grachten so harmlos wie ein Kind, das noch in der holden Einbildung lebt, ein Baumblatt gliche dem andern und ein roter Ziegelstein bliebe unter allen Umständen ein solcher. Walsers Bilder haben den Charakter von sauberen und freundlichen Handarbeiten; als Erzeugnisse der Malerei werden nur ahnungslose Gemüter sie bewundern.

Vor den im Künstlerhause ausgestellten neuen Schöpfungen des schwedischen Tiermalers Bruno Andreas Liljefors, die fast sämtlich schon in Privatbesitz sind, findet man wieder einmal die alte Erfahrung bestätigt, daß ein großer Künstler meist dann erst vom Publikum anerkannt wird, wenn seine Kraft nachgelassen hat, wenn er bewußt oder unbewußt in seiner Art zahmer geworden. Was war Liljefors für ein frischer und guter Maler, als er vor etwa fünfzehn Jahren seine ersten Bilder im Salon Gurlitt zeigte! Welche große Rolle spielte die kräftige Farbe als Problem an sich in seinen Schöpfungen! Er ist unter den europäischen Tiermalern auch jetzt noch zweifellos der erste; aber seine Stärke liegt beinahe nur noch in der Schilderung der Tiere, nicht mehr in der malerischen Qualität seiner Bilder. Außerdem ist er einseitiger geworden. Er malt die Tiere, die ihm zur Hand sind: Wasservögel, Möwen, Strandläufer, Schwäne, wilde Enten und Gänse. Während man früher die Empfindung hatte, daß er seine Geschöpfe in der Freiheit, bei der Jagd und auf Segelfahrten studierte, meint man jetzt zu bemerken, daß er seine Beobachtungen an gefangenen oder gar ausgestopften Exemplaren macht. Und, als ob er selbst fürchtete, daß man dahinterkommen könnte, läßt er seine Tiere in einer Naturumgebung erscheinen, die so ausgebreitet ist, daß sie fast darin verschwinden. Nun ließe sich nichts dagegen sagen, wenn die Naturschilderung für sich auch anziehend wäre. Aber daran fehlt es. Diese schilfigen Ufer, diese dürren Heiden und Wasserwinkel sind meist von einer erschreckenden Eintönigkeit. Dazu trägt der angestrebte gelbgraue Gobelinton ebensoviel bei wie die gleichmäßige Durcharbeitung der Bildfläche, die nur selten Tiefenvorstellungen erweckt. Man ist ordentlich froh, außerhalb dieser gelbgrauen Welt einmal einem blauen Wasser, ein paar schwarzen Krähen im Schnee oder einigen weißen Schwänen zu begegnen. Aus einem amüsanten und geistvollen Maler ist ein braver solider Herr geworden, der von Aufregungen und Versuchen mit zweifelhaftem Ausgang nichts mehr wissen will und nahe daran ist, sich ein Schema für seine Arbeiten herzustellen. Ach ja: Der bequeme Ruhm — wenn er nur nicht der tödliche Feind jenes Ruhmes wäre, der die Zeiten überdauert!

Die Königliche Akademie der Künste hat in ihren prächtigen Räumen am Pariser Platz ihrem verstorbenen Mitgliede Carl Gussow eine Gedächtnisausstellung gerüstet und dabei dessen Lebenswerk aus guten Gründen so geordnet, daß drei Perioden seiner Tätigkeit unterschieden werden können. Davon kann nur ein lebhafteres Interesse beanspruchen: die des werdenden Künstlers. Man konstatiert vor den Arbeiten des jungen Gussow, die ungefähr in den Jahren 1862 bis 1872 entstanden sind, sehr viel positives zeichnerisches Können, einen Maler, der Gutes leistet, wenn er gute Vorbilder hat, jedoch auch schon einen bedenklichen Mangel an persönlicher Empfindung. Der Künstler war sich seiner Schwächen wohlbewußt; denn er hat viele Versuche gemacht, irgendwo Anschluß an eine bestimmte Anschauungsweise zu gewinnen. Er kopiert Tizian, um zu einer schönen Farbe zu gelangen, er lernt von Leibl mit weich hingesetzten Farbenflächen zu malen; Habermanns pikante Koloristik zieht ihn an; dann das Schwarz und Grau von Munkaczy. Nach Henners Vorbild malt er in verschwimmenden Farben den weißen Körper einer im Grünen schlummernden Nymphe; aber er versucht es auch mit Böcklins Art und malt ihm trefflich seine Vegetation und seine neugierigen Faune nach. Und man findet ferner Alfred Stevens und irgendwelche Schotten und Engländer in diesen frühen Bildern wieder. In den nächsten zwanzig Jahren ist Gussow jener naturalistische Maler, über dessen provo-

kant ordinäre Bilder man sich in Berlin entrüstet, während man seine Art in Bildnissen unübertrefflich findet. Gussows gute Fähigkeiten kommen in seinen ersten Porträts ebenso überzeugend zum Ausdruck wie seine Unfähigkeit, mehr als die äußerste Oberfläche zu geben. Aber, um schnell Geld zu machen, gibt er am Ende die sorgfältige Arbeit auf und legt sich auf das Bilderfabrizieren. Jetzt gefällt er auch den Berlinern nicht mehr, zieht nach München, wo er sich mit maltechnischen Experimenten beschäftigt und Bilder malt, die nicht mehr ahnen lassen, daß er einst Talent besaß. Er hat das typische Schicksal vieler begabten Künstler gehabt, die des lieben Erfolges wegen jedes höhere Streben aufgeben und den Besitz der eigenen Villa mit dem Verlust ihrer Künstlerehre bezahlen.

Richard Wagner und Julie Ritter. Von S. v. Hausegger.*)

In den folgenden Jahren kam noch ein Ereignis hinzu, welches das ganze musikalische Deutschland in Aufruhr brachte: An den Palmsonntagen der drei Jahre 1846, 47, 49 veranstaltete Wagner jene denkwürdigen Aufführungen der Neunten Symphonie, welche bestimmt waren, das durch akademische Ledernheit halb erstickte Werk zu neuem Leben zu erwecken. Sascha wohnte den ersten beiden Konzerten als Zuhörer, dem letzten sogar als Mitwirkender bei. Blitzartig fiel ein Licht auf eine ihm früher fast unbekannte Erscheinung: der Riese Beethoven stand vor ihm. Doppelte Förderung mußten Ritter diese Konzerte bringen. Die Bedeutung des größten Symphonikers ward ihm durch die Kongenialität Wagners erschlossen; die programmatische Erläuterung aber, welche dieser der Aufführung mit auf den Weg gab, zeigte Ritter einen neuen, wenngleich loseren Zusammenhang zwischen Musik und Gedankenwelt. Die dichterische Deutung erwies sich als geeignet, das tiefste Wesen eines bis dahin für unverständlich gehaltenen Werkes der absoluten Musik zu enthüllen. „Das Rätsel jener musikalischen Sphinx konnte eben einzig nur ein wahrhaft dichtender Musiker lösen.“ (Fr. Rösch.) Wie von selbst war dem jungen Kunsteleven dadurch das Verständnis erwacht für die Notwendigkeit, mit der Beethoven im letzten Satze zum befreienden Wort gelangte.

Wie fieberhaft muß des Jünglings freudige Erregung gewesen sein, als Konzertmeister Schubert das Kleeblatt Meister Wagner, vermutlich im Jahre 1846, persönlich vorstellte. Wagner schien schon damals Interesse und Neigung für die drei Knaben bekundet zu haben, denn Saschas Bruder konnte es wagen, ihm Kompositionen Bülows zur Beurteilung vorzulegen. Und im Januar 1849 betrat Wagner zum erstenmal das Rittersche Haus, wo ihm ein Quartett Carls vorgespielt wurde. Es sollte auch das letztemal sein, denn schon im Mai darauf verließ er Dresden als Flüchtling.

In Frau Julies Gemüt stand von da ab der Glaube an Richard Wagner unerschütterlich fest. Doch bei der bloßen Begeisterung wollte sie es nicht bewenden lassen. Es erschien ihr als heilige Pflicht, den Genius, soweit ihre Kräfte reichten, von den drückenden Sorgen des Alltags zu befreien, damit er in voller Unabhängigkeit seinem Schaffen leben könne. Sie unternahm es deshalb, Wagner finanziell beizustehen, und führte dies Vorhaben durch Jahre, auch in Zeiten eigener Verluste, durch. Wie nachhaltig der Eindruck

*) Aus dem in diesen Tagen erscheinenden Bande Sigmund v. Hauseggers „Alexander Ritter“. (Mk. 3.) Der zahlreiche Abbildungen und unveröffentlichte Kompositionen Alexander Ritters enthaltende Band, welcher in der von Richard Strauß geleiteten Sammlung erscheint, bringt eine Reihe bedeutsamer unbekannter Briefe Richard Wagners.

dieser hochstehenden und von ihrer Familie fast mit einer gewissen Scheu verehrten Frau auf Wagner war, trotzdem er nur Gelegenheit zu flüchtigster persönlicher Bekanntschaft gefunden hatte, geht aus seinem auf das nachdrücklichste geäußerten Wunsch hervor, Frau Ritter möge mit ihrer ganzen Familie zu ihm in die Schweiz ziehen. Er schreibt:

„Meine hochverehrte, liebe Frau!

Von hier aus endlich darf ich wissen, wie ich es anzufangen habe, um Ihnen zu schreiben. Hier ist es mir endlich vergönnt worden, mit hellen, offenen Augen zu sehen, was ich bisher nur in unbestimmtem, wenn auch unendlich wohltuendem Gefühle zu erfahren streben konnte. Ein Glied jener Kette, die sich wie ein schöner Zauber um mich geschlungen hat, habe ich jetzt deutlich erkennen dürfen, und von diesem Gliede vermag ich zu meiner beseligendsten Freude auf alle Glieder der Kette zu schließen. Unsere Freundin Jessie Laussot habe ich endlich kennen gelernt und durch diese Erkenntnis ist mir nun die unbezwingliche Sehnsucht erweckt worden, Sie und alle die Ihrigen zu meinem höchsten Glücke ebenso deutlich, klar und gewiß kennen zu lernen.

Noch schweben Sie mit den Ihrigen, trotz aller Freude meines Herzens an Ihnen, mir nur wie ein Bild vor: es martert mich völlig, die Farben dieses Bildes in einer gewissen Unbestimmtheit durcheinander fließen zu sehen. Nichts kann ich deutlich festhalten, als das entzückende Gefühl des Bewußtseins, Ihnen teuer zu sein: so beseligend dies Gefühl aber sei, so ist es doch jetzt nicht frei von aller Pein, denn — die Trennung lagert zwischen uns. Es ist unmöglich, daß Sie in mir nur den Künstler lieben, so wie es mir unmöglich ist, in Ihnen nur meine Wohltäter zu verehren. Zwischen uns flattert ein Band, das sich nur dadurch fest knüpft, daß wir uns — als Menschen lieben. Wir müssen uns sehen — Auge in Auge — bei der Hand fassen, miteinander leben, nicht nur im allgemeinen uns an uns freuen, sondern in jeder Einzelheit unseres Lebens gegenseitig an uns teilnehmen, traurig und freudig, weinend und lachend — wie es nun eben sein muß. Kennen Sie eine andere Liebe? Unmöglich! Denn es gibt nur eine Liebe. Oder liebten Sie mich nur so oder so? Das wäre schlimm, denn dann könnte ich Ihnen für den Teil von Liebe, den Sie mir schenkten, nie mit Erwiderung danken: nur deswegen habe ich so wenig Freunde, weil ich nur ganz lieben kann. Aber Sie lieben mich nicht halb: nein! Ich sehe und weiß, daß Sie mich mehr lieben, als ich Einsamer je hoffen durfte, in diesem Leben noch geliebt zu werden; deshalb — sei denn auch die Frucht oder der Genuß unserer Liebe ganz: heben Sie die Trennung auf, seien Sie mir nahe, ganz nahe — da ich Ihnen sonst fern bleiben muß.

Ich bin heute zu voll, um bedachtsam von Einzelheiten mit Ihnen reden zu können: ich bringe Ihnen nur Ausrufe zu. An Ihren Verstand kann ich mich heute noch nicht wenden, nur an Ihr Herz. Nur eines weiß ich: alle Beschlüsse unseres Verstandes, denen unser Herz nicht seinen vollen, warmen Atem einhauchte, sind willkürlich und unersprießlich; die Erfolge solcher Beschlüsse können uns unmöglich je beglücken — sondern sie sind in Wahrheit die Quelle aller unserer unerlösbaren Leiden. Wer aber lehrte Sie, mich so zu lieben, als ich Glücklicher es inne werden darf? Gewiß nur der unwillkürliche Zug Ihres Herzens! Folgen Sie ihm ganz, und da ich nicht in Ihrer Nähe sein darf, so kommen Sie in allernächste Nähe zu mir! Nennen Sie es nicht Uebermut und Anmaßung von mir, Sie alle — denn Sie alle meine ich — mir nachziehen zu wollen; bedenken Sie vielmehr, daß die Kraft, Ihnen zu genügen — ja Sie zu beglücken — wie ich sie mir kühn

zutraue, mir nur aus Ihrer Liebe zu mir, aus meiner Liebe zu Ihnen kommt. Weisen Sie mir aber die Fähigkeit zu, diese Kraft meines Lebens zu entfalten und sie zur langandauernden, erfreuenden Tat für Sie zu verwenden: nur Sie können mir diese Fähigkeit geben, wenn Sie mir nahe, ganz nahe sind, — wenn ich so als ganzer Mensch, wie ich bin, mich Ihnen geben kann.

Kommen Sie zu mir in die herrliche Schweiz!

Dies ist heute alles, was ich herausbringe! O, stünden Sie vor mir, könnte ich Sie erfassen und aus vollem Herzen laut Ihnen zurufen! — Doch — ich denke auch nach — und in wenigen Tagen will ich Ihnen auch sagen, was alles für die Erfüllung meines Seelenwunsches spricht. Seien Sie gegrüßt, teuere Frau! Grüßen und küssen Sie die Ihrigen — die Meinigen — von Ihrem frohen

Bordeaux, 22. März 50. Richard Wagner."

Der Erfüllung dieses Wunsches trat Frau Ritter ernsthaft nahe, doch waren die Schwierigkeiten eines derartigen erneuten Wechsels des Aufenthalts zu groß, als daß sie sich hätten überwinden lassen. Mit Schmerzen gedachte Ritter noch in späten Jahren, welch unvergleichlicher Gewinn ihm durch das Aufgeben des Projektes, in einer Stadt mit dem großen Manne zu leben, entzogen wurde. Denn war es ihm auch später vergönnt, dem Meister nahezutreten, so wäre dessen Einfluß doch gerade für den Jüngling von unschätzbarster Bedeutung gewesen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiksel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Geschäftliches.

Neue Pracht-Säle. Wir Berliner sind daran gewöhnt, daß alle paar Monate neue Paläste mit großem Prunk und wenig Geschmack als Wohnhäuser, Hotels oder Theater aus der Erde schießen. Wir gehen wie an etwas Selbstverständlichem an diesen vorüber, und wenn ein Konzert oder eine Festlichkeit uns zufällig in einen dieser neuentstandenen Säle führt, bemerken wir meist erst, mit welchen aufdringlich äußeren, jeder Kunst baren Mitteln in Berlin für öffentliche Zwecke bestimmte Gebäude errichtet werden.

Eine seltene und freudige Ueberraschung bereitete uns das auf Anregung von Oskar Schwalm, des Schwiegersohnes Julius Blüthners, errichtete, für ernste Künste bestimmte Gebäude in der Lützowstraße 76. Die Schaffung zweier großer Säle — des Blüthner-Saales und des Klindworth-Scharwenka-Saales — bildet ein Ereignis für alle Musikfreunde Berlins. Neben der architektonischen Feinheit, die unserem in letzter Zeit wenig verwöhnten Auge besonders wohltut und die durch ihre vornehme Ruhe den Hörern die durch keine Geschmacklosigkeit abgelenkte Spannung erleichtert, ist es vor allem die unvergleichliche Akustik, die bereits in diesem Winter vielen hervorragenden Künstlern die Wahl des Saales zur Abhaltung ihrer Konzerte erleichtert hat. Es entspricht nur der Großzügigkeit des Unternehmens, daß hier außer dem Blüthner-Flügel auch andere gespielt werden dürfen, obgleich Oskar Schwalm die Säle gepachtet hat und obgleich die Blüthner-Flügel gewiß als unübertroffen in der ganzen Welt zu gelten haben.

Aber auch für gesellschaftliche Zwecke werden die Säle vielen willkommen sein. (Daß ihre gemeinsame Benutzung möglich ist, erhöht ihren Wert.) Denn nur zu störend machen sich immer mehr die Unruhe und die ungeladenen Beobachter bei Privat-Festlichkeiten bemerkbar, wenn man zu diesen Abhaltungen auf Hotels angewiesen ist, in denen nicht separate Eingänge den privaten Charakter auch nach außen hin wahren.

Kein Zweifel, daß diese Säle in der Lützowstraße für die Abhaltung vornehmer Festlichkeiten sehr bald gesucht sein werden.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann & Weber,
Berlin, Leipzigerstraße 13,

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß ein Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.